FRÖSI

9/89

DEIN PIONIERMAGAZIN · PREIS 0,70 M · ISSN 0323-8806



In diesem Heft

Modetips aus Marzahn
Ein Berliner Jugendmodeklub gibt Anregungen für den Umgang mit unserer Beilage.



Kahnfahrt im Irrgarten
Geht mit uns auf Entdeckungsreise – Kurs: Spreewald.



Prominente und Talente
„Alles Rodger!" erklärte uns Kerstin. Wir begleiteten sie ins Studio, erlebten einen Auftritt und waren bei ihr zu Hause.





Den Frieden behüten



Harald Metzkes, ein Berliner Maler, der an der vierzigjährigen Kunstgeschichte unserer Republik mitwirkt, malte sein Bild „Das Baby" 1987. Er lädt uns an eine reich gedeckte Tafel ein, hinter der das Begrüßungsfest für das Neugeborene kräftig gefeiert wird. Die Versuchung ist groß, sich unter die Feiernden zu mischen. Gar zu gerne möchten auch wir von den Köstlichkeiten des Tisches naschen, wie es die Geschwisterkinder in der linken Bildhälfte tun. Diese Verlockung unterbindet Metzkes jedoch. Er versetzt uns gleichsam in die erste Reihe eines Zuschauerraumes, von dort können wir das bewegte Geschehen auf uns wirken lassen. Erst langsam entdecken wir, wie das Bild aufgebaut ist. Nacheinander treten die einzelnen Familienmitglieder hervor – so aneinandergefügt sind sie durch die heftige Pinselführung und die verwobenen Farbflächen. Unser Auge hat sich eingesehen. Mit der Vertrautheit wächst der Mut zum Geschichtenerzählen, vermuten wir eine viel allgemeinere Aussage. Ist diese Familienfeier nicht ein Fest des Lebens, in dem alle Lebensalter zusammenfinden? Wird mit dem Kind nicht das Leben begrüßt und als Lust gefeiert?



1



2

Das Bild von Heidrun Hegewald „Die Mutter mit dem Kinde" ist ganz anders. Wir sind sofort von einer Stille umfangen. Nicht ein Farbenrausch und dichtes Gedrängtsein von lärmenden Familienmitgliedern erfüllt die Fläche, sondern gedämpfte Farben, und nur Mutter und Kind sind zu sehen. Groß setzt die Künstlerin diese Figurengruppe ins Bild und läßt die Mutter den Säugling umschlingen. Durch das geheimnisvolle Licht und das Kreuz, das das Bild teilt und die Innigkeit von Mutter und Kind zu stören scheint, nehmen wir eher als bei Metzkes die Aufforderung zum Nachdenken an. Wir spüren die Verletzlichkeit und Sorge dieser Mutter und ahnen zugleich, alle Mütter der Welt könnten gemeint sein.
Beide Künstler stellen Mutter und Kind dar. Und doch sind beide Bilder ganz unterschiedlich in ihrer Ausstrahlung, berühren uns von zwei verschiedenen Seiten, mahnen, den Frieden zu hüten, den junges Leben braucht.

Dr. UTE FISCHER
Dias: B. Kuhnert, Wolfgang Sommerfeld

1. Harald Metzkes, „Das Baby", 1987
2. Heidrun Hegewald, „Die Mutter mit dem Kinde", 1984/85 (Ausschnitt)

Familien-Bilder-Fest

Da kann man mal sehen, wie schnell die Zeit vergeht. Schon immer wollte ich euch mit dieser Familien-Bildergalerie bekannt machen. Mancher, inzwischen etwas älter geworden (zumindest die Zeichner), erinnert sich. Ich, euer Tüte mit den sieben Sommersprossen, bat euch um dieses Familienbild.
Es vergingen ein paar Tage, bis die 92 278 Bilder aufgeklebt waren. Alle kann ich euch trotzdem nicht zeigen – aber einige. Sie umrahmen das FRÖSI-DDR-Geburtstagsheft.
Auch allen anderen FRÖSI-Leser-Familien einen herzlichen Tüte-Geburtstagsgruß und gute Wünsche mit Fröhlich sein und singen.
Trotz CAD-CAM in der Mitte des Heftes hier noch ein Tip. In FRÖSI 10/89 könnt ihr die ersten Einsendungen lesen zu „Über uns – unter uns – neben uns!"
Wer noch nicht schrieb, sollte sich sputen – Tütes-Schreibbüro wartet auf Familienpost.

Euer Tüte







In der Jugendmode in Berlin-Marzahn gibt es einen Jugendmodeklub, dem Schüler der 8. bis 10. Klassen der EOS und Lehrlinge angehören. In FRÖSI 10/89 werden wir sie und ihr Hobby näher vorstellen. Wir baten die Jugendlichen um pfiffige Ideen für das Label, unser aufbügelbares DDR-Fähnchen, das in diesem Heft als Beilage zu finden ist. Sie brachten es am Kragen an, am unteren Rocksaum, auf der Handtasche, auf Taschen an Jeans-Hosen und -Röcken, am Ärmel von T-Shirts und an Mützen. Eine kleine Auswahl zeigen unsere Fotos. Und die Jugendlichen stellten sich so in einer öffentlichen Modenschau ihrem Publikum.

Unser DDR-Fähnchen darf aufgebügelt werden. Es ist auf Repatex-Material gedruckt. Beachtet bitte, daß das Untergrundmaterial die Bügeltemperatur aushalten muß (Baumwolle, Leinen oder Jeansstoff). Legt das Fähnchen auf die Stelle, wo ihr es anbringen wollt. Deckt ein Taschentuch darüber und drückt das vorgeheizte Bügeleisen 5 bis 10 Sekunden auf die entsprechende Stelle.



Fotos: Horst Glocke

Modetips aus Marzahn



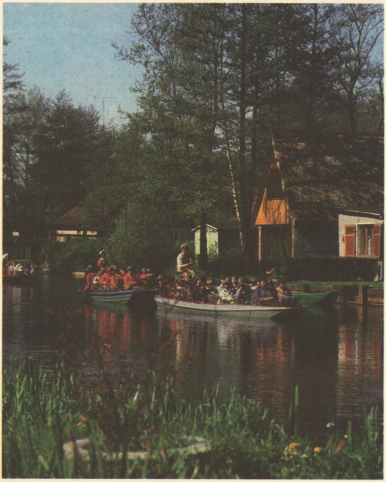
Auf Kahnfahrt im Irrgarten

Vom Spreewald haben viele von euch schon gehört. Aber wer sich da einen richtigen Wald vorstellt, der irrt. Natürlich gibt es im Spreewald auch Bäume. Früher, als er seinen Namen erhielt, waren es noch mehr als heute. Vor allem aber hat er Wiesen, auch Gemüsefelder, auf denen die berühmten Spreewälder Gurken und der ebenso beliebte Meerrettich angebaut werden. Das Wichtigste jedoch ist der Fluß, die Spree, die sich hier in viele schmale und breitere Arme auffächert, als wäre ein Bindfaden in lauter dünne Fäden ausgefranst. Im Atlas könnt ihr euch ansehen, daß der Spreewald im Bezirk Cottbus liegt, hauptsächlich zwischen den Städten Lübben und Burg.

Seid ihr neugierig, warum sich die Spree so auftrieselt? Weil die Gegend hier flach und beinahe waagerecht ist. Da hat der Fluß kaum Gefälle, er fließt auf einen Kilometer Länge nur 10 bis 20 Zentimeter abwärts. So bekommt er natürlich keinen richtigen Schwung, keine Strömung, und er konnte sich kein tiefes Flußbett graben. Wenn dann – früher – jedes Jahr das Hochwasser kam, trat er schnell über seine flachen Ufer, und im Nu war die ganze Gegend überschwemmt. Heute verhüten das viele große Speicherbecken im Vorland. Verlief sich dann das Hochwasser, hatte sich die Spree rechts und links noch einen zweiten, dritten, vierten Weg gesucht. Alle diese Spreearme werden Fließe genannt.

Damit das Hochwasser besser ablaufen konnte, aber auch, um abgelegene Stellen besser zu erreichen, gruben die Menschen im Spreewald viele Kanäle als Querverbindungen zwischen den Fließen. So entstand im Laufe der Zeit ein großes Netz von Wasserläufen. Das ist ein richtiger Irrgarten. Die Spreewaldbewohner finden sich darin gut zurecht, aber will sich ein Wasserwanderer mit dem Paddelboot hindurchfinden, muß er schon eine gute Wasserwanderkarte bei sich haben.

Da ist es einfacher, sich durch den Spreewald staken zu lassen. In der Stadt Lübbenau gibt es dafür einen Kahnfährhafen. Dort liegen die breiten, flachen Spreewaldkähne am Ufer. Man setzt sich auf eine ihrer Bänke, der Fährmann stellt sich hinten in den Kahn, nimmt seine meterlange Ruderstange zur Hand, stößt sie in den Flußgrund und drückt mit Kraft die ganze Gesellschaft vorwärts. Schon bald gleitet der Kahn lautlos durch eine wunderschöne Natur. Dort hört man das Wasser glucksen, den Wind in den Bäumen rauschen, die Vögel singen. Rechts und links liegen von Buschwerk und Bäumen eingerahmte Wiesen wie auf großen Inseln. Auch die Häuser vieler Spreewälder stehen auf solchen von Fließen und Kanälen umschlossenen Landstückchen. Oft führt kein Fußweg dorthin, auch das Fahrrad nutzt nichts. Hier hilft nur der Kahn. Da stakt Oma mit der Einkaufstasche in den KONSUM, ein Bauer fährt ein Schaf oder eine Kuh auf die Weide, der Briefträger braucht manchmal gar nicht aus dem Kahn heraus, denn der Briefkasten ist am Ufer an einem Pfahl befestigt. Auch der Arzt muß mit dem Kahn kommen. Hoch mit Heu beladene Kähne gleiten vorbei. Zwei nebeneinander sind mit Brettern überdeckt und transportieren sogar einen Traktor von einem Feldstück zum anderen.



Und in Spreewalddörfern wie Lehde gibt es als Dorfstraßen nur Wasserstraßen. An manchen Stellen führt eine hohe Holz-

brücke übers Wasser, sie heißt hier „Bank". Lehde ist auch deshalb besonders interessant, weil es ein Freiland-Museum besitzt mit vielen Gebäuden in der alten Spreewälder Bauweise: Blockhäuser aus ganzen Baumstämmen, eingerichtet sind sie wie in früheren Zeiten. Wir sehen, wie man einst in der Stube wohnte, in der Küche kochte und backte, in der Kammer schlief, wie es in Speichern und Ställen aussah. Unser Blick wird von Möbeln und Gebrauchsgegenständen, von Arbeitsgeräten und Volkskunst gefangen.

Die Spreewaldbesucher werden nicht nur von Fährmännern, sondern manchmal auch von einer Fährfrau über die Fließe gestakt. Wenn man Glück hat, trägt sie die farbenfrohe Tracht der Spreewälderinnen mit weitem Rock, Schürze und Bluse, verziertem Halstuch und der großen Haube oder einem bunten Kopftuch. Das tut sie den Gästen zuliebe, denn Tracht wird hier sonst nicht mehr getragen und ist nur noch im Lübbenauer Spreewald-Museum zu sehen.

Wer aufmerksam war, hat am Ortseingangsschild oder am Bahnhof unter dem Namen Lübbenau auch noch „Lubnjow" gelesen oder unter dem Namen Lehde auch noch „Lědy". Das sind die sorbischen Namen dieser Ortschaften, denn der Spreewald gehört zur Lausitz, und in dieser Landschaft sind seit über tausend Jahren die Sorben zu Hause, die einzige nationale Minderheit in unserer Republik. Als DDR-Bürger verstehen und sprechen sie deutsch wie du und ich, aber ihre Muttersprache ist das Sorbische. Die Kinder können es heute auch in der Schule lernen. Doch in der Zeit des Faschismus und schon davor war sorbisch zu sprechen verboten, die ganze sorbische Kultur wurde unterdrückt. Das waren für die sorbischen Menschen schwere Zeiten. Doch sie hielten fest zusammen, bewahrten ihre Sprache, ihre Volksbräuche, ihre Lieder und konnten vieles davon bis zum heutigen Tag lebendig erhalten. In unserem Staat werden sie bei der Pflege ihrer Traditionen unterstützt. Manches kennt auch ihr sehr gut: Wenn ihr Ostereier bemalt, mit Kerzenwachs Muster auftupft und die Eier dann färbt, so ist das den Sorben abgeguckt. Sie feiern auch viele alte Volksfeste, zum Beispiel „Zapust", einen Fastnachtsbrauch, oder das „Hahnrupfen", einen Erntebrauch. Da könnt ihr im August selber zuschauen.

MANFRED KNOLL

Fotos: Horst Glocke, Wolfgang Türk



FRÖSI-SEHFAHRT



Gold des Meeres...

Wenn die Winterstürme tosen, wird Bernstein an manchen Stellen der Ostsee an den flachen Strand gespült. Die gelben und braunen, trüben oder klaren Stücke, welche zunächst wie rauhe Steine aussehen, sind erhärtetes Harz. Es stammt von einer heute ausgestorbenen Baumart, der Bernsteinkiefer. Sie wuchs in der Älteren Braunkohlenzeit, vor 40 Millionen Jahren, in Skandinavien, als dort subtropisch-warmes Klima herrschte. Später überflutete ein Meer diese Gebiete.

Wenn auf dem klebrigen Harzausfluß der Bernsteinkiefer eine Fliege oder ein Käfer hängenblieb, konnte es geschehen, daß sie von diesem „Sirup" umschlossen wurden. Deshalb findet man heute in manchen Bernsteinstücken solche gut erhaltenen Insekten, aber auch kleine Pflanzenteile aus jener fernen Zeit. Weil Bernstein, wenn er geschliffen und poliert wurde, sehr schön aussehen kann, wird er zu Schmuck verarbeitet: zu Ketten, Anhängern, Armbändern, aber auch zu Schatullen, Schachfiguren und manch anderen Dingen. In Ribnitz-Damgarten gibt es ein Bernsteinmuseum, wo man viele solcher Arbeiten anschauen kann. Sogar Schiffe aus Bernstein sind dort ausgestellt. Es wird auch die Entstehung des Bernsteins erklärt.

Text und Fotos:
MANFRED KNOLL



19. September 1951. Mit der Flamme einer Fackel zündete der 13jährige Pionier Werner Garkisch in Eisenhüttenstadt den allerersten in der DDR gebauten Hochofen an. Tausende Menschen waren gekommen, diesen feierlichen Akt mitzuerleben, bei dem der Ministerpräsident Otto Grotewohl die Festansprache hielt.

Blast das Feuer an

Das war kein richtiger Sommertag mehr, dieser 19. September. Zwar standen Bäume und Sträucher weiterhin im vollen Grün, und im Garten vor dem Haus blühten noch Rosen; der kühle Wind jedoch, der über das flache Land strich, kündete den nahenden Herbst an.

Werner Garkisch, als er morgens das Haus verließ, spürte ihn nicht. Er freute sich über die Sonne, die schon die dritte Woche von keiner Wolke verdeckt wurde; mehr allerdings auf das besondere Ereignis dieses Tages. Im neuen Eisenhüttenkombinat, das noch eine große Baustelle war, sollte heute der erste Hochofen angeblasen werden, und er war ausgewählt worden, mit einer Fackel das Feuer zu entfachen.

Ein Grund, sich zu freuen. Doch wie jedes Ding hatte auch dies seine zwei Seiten. Da war der Ministerpräsident Otto Grotewohl. Neben ihm sollte er stehen, ganz allein und vor allen Leuten, und von ihm die Fackel übernehmen. Das war es, was ihn erregte. War es nicht klüger, daran zu denken, wie vor dreizehn Monaten Minister Selbmann die erste Kiefer gefällt hatte? Damals hatte Werner geglaubt, daß hundert geschlagene Kiefern ausreichen müßten, um genügend Platz für das Werk zu schaffen. Ein bißchen freilich hatten ihm die Axtschläge auch weh getan, denn dieser Kiefernwald war für ihn und andere Jungen von klein auf ein abenteuerlicher Spielplatz gewesen.

Jetzt standen dort schon zwei Hochöfen, und der erste sollte heute in Betrieb genommen werden.

„Suchst du Regenwürmer?" Er brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, daß es Jutta Thielmann war, die fragte.

„Sonnenblumenkerne", antwortete er.

Jutta ging neben ihm. „Ist dir auch so flau im Magen?"

Er nickte. „Mir? Woher denn?"

Jutta achtete nicht auf den Widerspruch. „Du brauchst ja auch bloß Feuer anzumachen", sagte sie. „Aber mein Gedicht, du, ich glaube, das habe ich noch im Schlaf aufgesagt." Sie räusperte sich. „Willst du's mal hören?" Wieder das Räuspern. „Der Titel:
‚Sie wohnen in unserer Stadt' von Helmut Preißler.

‚Die wir im Massengrab fanden,
Freunde, die gruben wir aus.
Ehe noch Häuser hier standen,
bauten wir ihnen ein Haus.
Was sie entzündet hat,
soll uns Fackel …'"

Hier brach sie plötzlich ab.

Das wunderte Werner, denn Jutta konnte am besten von allen in der Klasse Gedichte aufsagen.

„Weißt du nicht weiter?" fragte er.

Da merkte er, daß Jutta langsamer ging, und als er sie anschaute, sah er, daß sie weinte.

„Mein Vati, weißt du", sagte sie leise, „der war dabei, als sie die viertausend Sowjetsoldaten aus den beiden Massengräbern auf dem Bauplatz in die Stadt umgebettet haben."

Werner hatte keinen Vater mehr. Der war im Krieg gefallen. Aber der Junge wußte wie alle anderen von diesen Soldaten, und







er hatte sich die Stelle, die Gruft, in der Stadt angesehen, über der später ein Denkmal errichtet werden sollte.
„Warum hat Herr Hubert dir auch so ein trauriges Gedicht gegeben." Er nahm Jutta an die Hand und ging schneller. „Komm, nachher am Hochofen ist das anders." Er begann zu laufen und zog Jutta hinter sich her.
So rannten sie, bis Herr Hubert, ihr Klassenleiter, ihnen den Weg versperrte.
„Na ihr, warum so eilig?" fragte er. „Das ist ja, als wäre der Wind hinter euch her."
„War bloß mal so, Herr Hubert", antwortete Werner. „Außerdem haben Sie selbst gesagt, daß wir uns an ein neues Tempo gewöhnen sollen."
Der Lehrer lachte. Das hatte er gesagt, als sie über die Begeisterung sprachen, mit der die jungen Leute auf der Baustelle Hüttenkombinat arbeiteten.
„Daß ihr auch alles wörtlich nehmen müßt. Mehr Schwung beim Lernen war gemeint."
Sie nahmen den Lehrer in die Mitte und gingen weiter. Unterwegs schlossen sich ihnen andere Jungen und Mädchen an.
Von überall strömten Menschen herbei, die Fürstenberger aus der entgegengesetzten Richtung und Bauarbeiter von allen Seiten. Viele von ihnen hatten sich festlich gekleidet, soweit das auf einer Baustelle und sechs Jahre nach dem Neubeginn möglich war. Und alle schoben sich auf der neuen Straße vorwärts, die von Hunderten Frauen und Mädchen unter der Fahne der Freien Deutschen Jugend gebaut worden war.
Werner schritt mit ihnen. Als er wenig später mit seiner Klasse vor der Tribüne stand, fünf-, sechs- oder achttausend Menschen hinter sich, sah er Otto Grotewohl, umringt von einigen Männern und Frauen, und auf einmal fiel fast alles Beklemmende von ihm ab. Nur ein bißchen blieb, bis sie ihr kurzes Programm vorgetragen hatten.
Die Leute, die jetzt sprachen, kannte er nicht, und er verstand auch nicht viel von dem, was sie sagten. Bei Otto Grotewohl war das anders, wenigstens schien Werner das so. Auch wenn er den Ministerpräsidenten bisher nur auf Fotos gesehen hatte, ihm war, als würde er ihn schon lange kennen. Das erregte ihn erneut, anders als vorher, tiefer.
„Was Sie hier sehen", sagte Otto Grotewohl, und es schallte aus Lautsprechern hin zu jenen, die das scheinbar Unmögliche möglich gemacht hatten, für die die Stunden des Verzagtseins und der Erschöpfung vergessen waren.
„Was Sie hier sehen, das ist nicht nur das neue Werk; das ist die neue Idee, das ist die neue Vorstellung von einem neuen und von einem friedlichen Leben."

Eine Hand berührte Werners Schulter. „Du mußt jetzt zu ihm gehen", flüsterte Herr Hubert ihm zu. Werner nickte. Vor den Augen aller ging er um die Tribüne herum und betrat sie von hinten. Merkte er, daß ihn keiner beachtete? Er war zu sehr mit sich und seiner Aufgabe beschäftigt.
Und ehe er sich versah, stand er neben Otto Grotewohl. Jetzt zum ersten Mal sah er die Menschen, die zu dem festlichen Akt gekommen waren. Durch die Unebenheiten des Baugeländes schienen die Tausende wie ein Meer zu wogen, auf Dächern standen sie und hingen wie Trauben an den Telegrafenmasten. Und viel Blau sah er. Die jungen Arbeiter, Mädchen wie Jungen, hatten ihre FDJ-Blusen und -Hemden angezogen.
„Hier erheben wir heute die Fackel als Symbol unseres wirtschaftlichen Aufstiegs", sagte der Ministerpräsident. „Und wenn wir uns entschlossen haben, diese Fackel in die Hände eines Jungen Pioniers zu legen, so soll das gleichzeitig das Symbol dafür sein, daß wir diese, unsere Arbeit der glücklichen Zukunft unserer deutschen Jugend gewidmet haben."
Werner nahm die brennende Fackel entgegen. War es der Widerschein der Flamme, der sein Gesicht rot erscheinen ließ? Von diesem Augenblick an stand er im Mittelpunkt des Geschehens. Tausende Blicke waren auf ihn gerichtet, verfolgten ihn, als er die Tribüne verließ, und gingen mit ihm zum Hochofen I. Dort hob er die Fackel, damit sie von allen noch einmal gesehen werden konnte. Dann führte er sie an die ovale Öffnung und entzündete die Holzwolle. Er beugte sich nach vorn, schien in die Öffnung hineinkriechen zu wollen, um ja nichts zu verpassen. Doch da wurde er plötzlich von einem Hochöfner zurückgerissen, gerade noch rechtzeitig; denn aus eben jener Öffnung schlug – durch den Sog erzeugt – eine mächtige Flamme.
Eine große Stille folgte. Werner ging so weit zurück, daß er wie die anderen den ganzen Ofen sehen konnte und hielt wie sie den Atem an, bis aus den Hutklappen des Ofens der erste Rauch kräuselte.
Er stimmte in den Jubel ein, und er wußte, daß er sein ganzes Leben das in sich bewahren würde, was Otto Grotewohl gesagt hatte:
„Wir werden jene Voraussetzungen für den Aufstieg des deutschen Volkes schaffen, die wir brauchen, um nicht wieder in einem neuen Krieg zu versinken, sondern friedlich in eine bessere und eine glückliche Zukunft hineinmarschieren."

WERNER BAUER

Zeichnung: Karl Fischer



Sonnenblumen

Tanzende Kinder in Grün,
deren sonnenbraune Gesichter
glühn.

In der Nacht Blitzen, Donnern,
Regen-Schauer-Geschichten.

Am Morgen – wie viele Mühe,
sich wieder aufzurichten.

Sonnenblumen

Lauscher
mit strahlendem Gesicht.
Ihre Rednerin: Die Sonne,
die lautlos spricht.
Manchmal nicken sie
der Sprecherin freundlich zu.
Wüßte gern, was sie redet.
Wer weiß es?
Du?

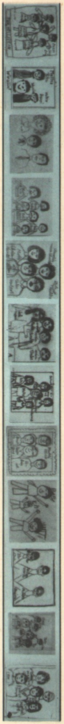
Werner Lindemann

Was ich mag

Ich mag meine Heimat,
Disko mit fetziger Musik,
den Frieden in der Welt,
im Märchen den Dummen als Held,
fleißige Leute,
bummeln am Meer,
Geburtstagsfeiern mag ich sehr.
Ich mag träumen in der Sonne,
verstecken im Dunkeln,
Glitzersteine, die funkeln,
den blauen Planeten ohne Waffen,
die Blumen und das Licht.
Nur Krieg und Hunger
mag ich nicht.

Eingeschickt von
Britta Heinrich, Klasse 6
Potsdam, 1597

Foto: Rainer Höhn





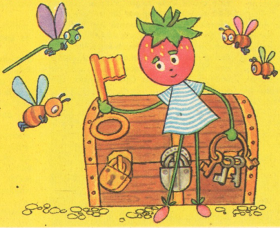




Richtig erkannt! Heute bin ich Empfangsdame im Insektenhotel. Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht; denn links und rechts fliegen die Gäste an mir vorbei.
Ihr glaubt, ich binde euch einen Bären auf? Nein, es existiert wirklich, dieses Insektenhotel. Ohrwürmer, Florfliegen, Raubwanzen, Marienkäfer und andere kleine Gärtnergehilfen geben sich hier das Flugloch frei.
Ich habe auch Zeugen für meine Ehrlichkeit. Es sind FDJler und Pioniere aus Wolferstädt im Kreis Sangerhausen; denn in ihrem etwa 800 m² großen Schulgarten ist solch ein Insektenhotel zu bewundern.
Vor sechs Jahren entwickelten und bauten die Schüler der 9. und 10. Klasse der POS Wolferstädt gemeinsam mit ihrem Biologielehrer, Herrn Dr. Schwetschke, einen Bioselektor (so lautet der fachmännische Name) zum ersten Mal. Seitdem summt und brummt solch ein Insektenhotel nicht nur in Wolferstädt. Auch in Kleingärten und Obstanlagen der weiteren und näheren Umgebung wurde dieses Gerät getestet.
Dieses etwa 80 cm hohe Zylinderhäuschen auf Stelzen ist in seinem Innern angefüllt mit Holzwolle, Rindenstückchen, Wellpappe u. ä. Und das ist gerade nach dem Geschmack der Insekten. Hier fühlen sie sich wohl, und hier finden sie nicht nur im Sommer einen Unterschlupf, sondern sie machen es sich hier auch im Winter ganz bequem.
Wie nützlich sie sind, zeigen Beispiele. Sind Rosen voll besetzt mit Blattläusen, macht sich eine Kompanie von Marienkäfern darüber her. Ob ihr's nun glaubt oder nicht, aber binnen weniger Tage sind alle Blattläuse verschwunden, und sie bleiben es auch, denn die Marienkäfer und ihre Larven putzen jede, aber auch jede Laus hinweg.
So klein der Marienkäfer auch ist, so ein fleißiger, nimmermüder Schädlingsjäger ist er. Stellt euch vor, 70 Marienkäferarten leben bei uns. Darunter sind gelbe mit schwarzen Punkten, rote mit einem oder sieben Punkten und ganz schwarze. Fünfzig Arten von ihnen haben auf ihrer täglichen Speisekarte nur ein Menü: Blattläuse. Vierzehn Arten ernähren sich von Schildläusen und die restlichen von Spinnmilben und Mehltaupilzen. Ein Siebenpunkt frißt pro Tag 150 Blattläuse, der kleine Zweipunkt immerhin noch 60 Stück. Doch nicht nur der ausgewachsene Marienkäfer vertilgt in seinem kurzen Leben 4000 Blattläuse, schon seine Larve verzehrt während ihrer Entwicklung etwa 800 der lästigen Läuse.
Einen weiteren Blattlausvernichter muß ich euch unbedingt noch etwas genauer vorstellen. Es ist der Ohrwurm mit seiner Familie, die sich aber durchaus nicht nur an Blattläusen gütlich tut. Aber wenn sie sich über die grünen Winzlinge hermachen, dann nehmen sie ungeheure Mengen zu sich. Ohrwürmer fressen aber auch die Gelege der Obstbaummotte und – wie ich seit einiger Zeit aus eigener Beobachtung weiß – auch Mehltaupilze. Leider auch Dahlienknospen!
Das macht deutlich, wie wichtig es ist, im Garten möglichst vielen verschiedenen nützlichen Tieren – Insekten, Vögeln, Igeln und sogar dem unter Naturschutz stehenden Maulwurf – eine Heimat zu bieten.
Ganz von alleine finden sich die nützlichen Insekten im Garten nicht ein, selbst wenn sie kurzfristig ein reichhaltiges Futterangebot erwartet. Sie wollen hier auch wohnen und sich vermehren. Dazu bieten ihnen die Freunde in Wolferstädt mit ihrem Bioselektor ein „Hotel".
Das Insektenhotel wurde bisher nicht nur auf Schul- und Kreis-MMM ausgestellt, sondern es wurde auch auf internationalen Messen junger Erfinder in der SR Rumänien und der VR Bulgarien gezeigt. Viele interessierten sich für diese Idee, so auch in unserer Republik der VEB Schnittholz und Holzwaren in Kahla.

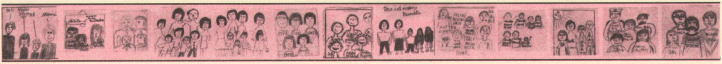


HOTEL FÜR FLATTERFLÜGLER



Text: HELMA HÖRATH
Zeichnung:
Lieselott Langbein







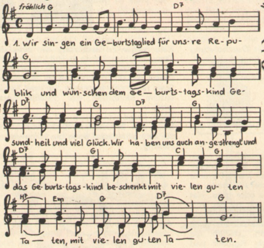
Mit Liedern zum Vierzigsten



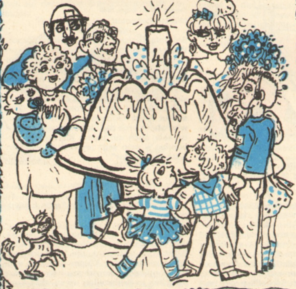


Geburtstagslied

Text: Inge Handschick Musik: Hans Müggenberg



2. Weil wir Geburtstagsgäste sind,
ist heut' ein Feiertag.
Es feiern Vater, Mutter, Kind,
wie es ein jeder mag.
Die Sangeslust hat angesteckt.
Bringt Teller her! Der Kuchen schmeckt –
er ist uns gut geraten.





Der Rundfunk-Kinderchor Berlin singt ein lustiges Lied vom Wind. Ihr hört es am Mittwoch, dem 27. September 1989, 15.00 Uhr, in der Sendung „WIR – von drei bis vier" des Berliner Rundfunks.

Wind, Wind, Bösewicht

Text und Musik: Manfred Hinrich



2. Wind, Wind, Bösewicht,
blas' mir nicht so ins Gesicht!
Doch er pustet und er spricht:
„Böse bin ich nicht.
Ich blase im Winter die Schlitten an,
Schlitten an, Schlitten an,
daß sie sausen, daß sie sausen
und jeder mitsausen kann."

3. Wind, Wind, Bösewicht,
blas' mir nicht so ins Gesicht!
Doch er pustet und er spricht:
„Böse bin ich nicht.
Ich blase im Frühling die Mützen an,
Mützen an, Mützen an,
daß sie fliegen, daß sie fliegen und jeder
(frei sprechen) hinterherrennen kann!"

Zeichnung: Marianne Großmann





Grips-Tankstelle



Liebe Gripstankstellenfreunde!
Auch einem Professor fällt es nicht immer leicht, FRÖSI-Leserfragen zu beantworten. Euer heutiger AHA-Gast meinte sogar, daß es schwierig war, die Probleme mit ihren komplizierten Zusammenhängen möglichst einfach und verständlich darzustellen. Aber er betonte gleichzeitig, daß es ihm Freude bereite zu sehen, mit welcher Neugier FRÖSI-Leser ihre Umwelt betrachten und besser verstehen wollen. Das Kompliment des Professors muß ich gleich an euch weitergeben.
Damit ihr den Beantworter der Fragen etwas näher kennenlernt, habe ich einige biographische Daten für euch notiert.
Medizinalrat Prof. Dr. sc. med. Uwe Till ist Direktor des Instituts für Pathobiochemie der Medizinischen Akademie Erfurt. Geboren wurde er am 8. Februar 1939, studierte Medizin von 1958 bis 1964 in Jena, und arbeitete dann von 1964 bis 1976 am Institut für Physiologische Chemie der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Seit 1976 ist er an der Medizinischen Akademie Erfurt. Professor Till beschäftigt sich mit medizinischer Biochemie und bildet Studenten aus. Sein Fachgebiet erforscht normale und krankhafte Prozesse beim Menschen mit biochemischen Methoden. Die Aufklärung dieser Prozesse ist eine wichtige Voraussetzung für die Verbesserung der Vorbeugung, Diagnose und Behandlung von Erkrankungen. Professor Till hat zusammen mit Professor Tielemann ein Studentenlehrbuch verfaßt. Dafür erhielten beide den „Michaelis-Preis".
Bis zum nächsten Heft mit einer bunten Mischung vieler Neugierfragen verbleibe ich wie immer euer
DIETER WILKENDORF
Leiter der AHA-Redaktion

Katrin Götel, Brünlos, 9151
Warum wird, wenn man ein Kind will, meist nur eine Zelle befruchtet, wo doch Millionen Samen und Zellen existieren?

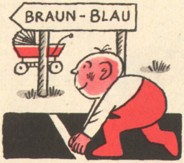
Das trifft nur auf die Samenzellen zu. Trotz der Existenz vieler Eizellen, reift bei der Frau im Verlauf einer Periode in der Regel immer nur eine Eizelle heran, die befruchtet werden kann.

Solweig Runge, Cottbus, 7500
Warum sind die Lippen rot?

Im Unterschied zur Haut des Gesichts ist die Haut auf den Lippen dünner und bildet keine Hornschicht. Sie ist daher fast durchsichtig. Viele kleine Blutgefäße darunter bewirken die rote Färbung. Diese entspricht also der Farbe des Blutes. Durch bestimmte Beobachtungen kann man sich davon überzeugen: Die Lippen werden blasser, wenn die Durchblutung abnimmt, z. B. wenn man Angst bekommt, erschrickt, einem schlecht wird oder bei zu langem Aufenthalt im kalten Wasser.

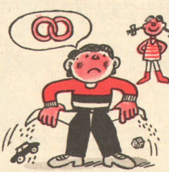
Jaqueline Brade, Dessau, 4500
Warum haben Säuglinge meist blaue Augen?

Was wir als Augenfarbe bezeichnen, ist eigentlich die Farbe der Iris (Regenbogenhaut) des Auges. Hat diese wenig Pigment (Farbstoff) und nur auf ihrer Rückseite, erscheinen die Augen blau oder grau. Hat sie mehr Pigment und auch auf der Vorderseite, weisen die Augen braune Farbtöne auf. Da viele Merkmale sich erst nach der Geburt voll ausbilden, „starten" die Neugeborenen mit wenig Pigment und entwickeln die in ihren Erbanlagen festgelegte, endgültige Augenfarbe erst später.



Karin Blaschka, Klettbach, 5101
Warum darf man mit 15 Jahren noch nicht heiraten?

Die gesetzlich festgelegte Altersgrenze, von der ab man heiraten darf, richtet sich nicht nur nach der körperlichen Entwicklung der Partner, also etwa Kinder bekommen zu können. Die Gründung und Erhaltung einer Familie setzt auch auf geistigem und moralischem Gebiet einen Entwicklungsstand voraus, der mit 15 Jahren nicht unbedingt erreicht ist. Schließlich sind soziale Fragen zu bedenken, wie etwa der Stand der beruflichen Ausbildung und die damit verbundene finanzielle Sicherheit. Dieser Aspekt spielt allerdings in unserem Staat nicht die Hauptrolle, weil viel für die soziale Sicherheit der Familie getan wird.
Diese Frage wurde von mir mehr aus der Sicht von Erfahrungen beantwortet. Für die rein juristische Seite bin ich nicht zuständig.



Yvonne Sölter, Erfurt, 5080
Warum bekommt man Gänsehaut?

Bei Unterkühlung bemüht sich der Körper, Wärme zu produzieren. Das geschieht vorrangig durch Muskelkontraktion – man zittert vor Kälte. Auch in der Haut sind kleine Muskeln unter jeder Pore. Wenn sie sich bei Kälte zusammenziehen, richten sich die Härchen auf, und es entsteht ein kleiner Buckel, wo die Pore ist. Die Gänsehaut beim Gruseln entsteht genauso, wird aber durch das Gehirn ausgelöst. Sie ist aber auch mit einem Kältegefühl verbunden – man sagt „es lief mir kalt den Rücken herunter".

Kathrin Melchio, Weißwasser, 7580
Warum kann man von Zigaretten so schlimme Krankheiten wie Krebs bekommen?

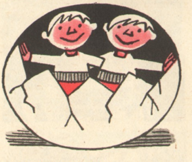
Weil durch die Verbrennung des Tabaks und des Papiers bestimmte chemische Substanzen entstehen, die im Rauch enthalten sind, in den Körper gelangen und bei langjähriger Einwirkung normale Körperzellen in Krebszellen umwandeln kön-

nen. Krebsgeschwülste können so in der Lunge entstehen, wo der Rauch immer zuerst hingelangt, aber auch in anderen Organen, weil diese Substanzen auch vom Blut aufgenommen und so weiter transportiert werden.
Daneben sind im Zigarettenrauch noch andere Substanzen enthalten, die die Blutgefäße und das Herz schädigen. Rauchen ist daher eine ganz bedeutende Ursache für die in unserer Bevölkerung so stark verbreiteten Erkrankungen des Blutkreislaufes und des Herzens.
Wie Du sicher schon beobachtet hast, gelingt es den meisten Rauchern nicht, sich das Laster abzugewöhnen. Die Vernunft gebietet daher: Gar nicht erst anfangen! Jugendliche, die rauchen und ihre Klassenkameraden dazu animieren, sind keine Helden. Stark ist, wer es ablehnt oder wieder sein läßt.

Daniela Schmidt, Osterwieck (Harz), 3606

Warum sehen sich Zwillinge so ähnlich?

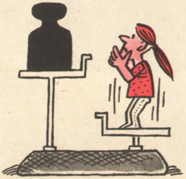
Hier muß man zwischen eineiigen und zweieiigen Zwillingen unterscheiden. Erstere sind sich außerordentlich ähnlich, weil sie aus *einer* befruchteten Eizelle hervorgegangen sind, die sich sozusagen verdoppelt hat. Diese Zwillinge haben daher fast gleiche Erbanlagen, die Aussehen, Gestalt usw. bestimmen. Zweieiige Zwillinge – wie der Name schon sagt – entstehen, wenn ausnahmsweise *zwei* verschiedene Eizellen befruchtet werden (vergleiche mit der Frage von Katrin Götel). Ihre Erbanlagen sind weniger ähnlich. Zum Beispiel können zweieiige Zwillinge Junge und Mädchen sein. Die Ähnlichkeit dieser Zwillinge ist nicht größer als die von Geschwistern, die aus der gleichen Ehe stammen. Sie erscheinen nur ähnlicher, weil sie das gleiche Alter haben, sich also immer auf derselben Entwicklungsstufe befinden.



Elisabeth Meisel, Wolfen, 4440

Wieviel müssen Mädchen im Alter von 15 Jahren wiegen (schlanke)?

Diese Frage kann nicht mit einer Zahl beantwortet werden, denn das Gewicht hängt sehr von der Körpergröße ab. Zusätzlich spielt bei Mädchen in diesem Alter auch noch eine Rolle, wie weit sie schon in der Pubertät sind, also in Richtung Frau entwickelt sind. Mein Vorschlag wäre, den nächsten Arztbesuch dazu zu nutzen, die Frage konkret zu stellen: Muß ich abnehmen oder etwas zulegen?
Wenn die Pubertät abgeschlossen ist, kann man das optimale Gewicht nach folgender Formel ausrechnen: Gewicht in kg = A – 2/5 (A – 52), A = Körpergröße (in cm) – 100. Wenn man schlank ist, muß man von dem errechneten Gewicht noch 10 % abziehen.
Mit 15 Jahren sollte man das Ergebnis dieser Rechnung aber nur ernst nehmen, wenn das tatsächliche Gewicht um etliche Kilo höher als das errechnete ist – vorausgesetzt, man hat richtig gerechnet!



Beate Lücke, Hartmannsdorf, 9116

Warum sieht Blut rot aus?

Im Blut kommen verschiedene Zellarten vor. Es überwiegen aber bei weitem die Erythrozyten = rote Blutzellen. Ihre Farbe kommt durch den hohen Gehalt an Hämoglobin zustande = roter Farbstoff, der u. a. für den Transport von Sauerstoff aus der Lunge in die verschiedenen Gewebe verantwortlich ist. Physikalische Eigenschaften des Hämoglobins – auf die hier nicht eingegangen werden kann – bestimmen seine rote Farbe.

Birgit Tinzelberg, Kinderheim „Clara Zetkin", Sergen, 7501

Wozu braucht der Mensch Weisheitszähne?

Diese Zähne sind natürlich kein Gradmesser für die Weisheit ihres Trägers. Sie brechen nur relativ spät durch, führen dabei häufig zu Komplikationen und sind oft nicht viel wert. Sie sind unter allen zweiten Zähnen die Entbehrlichsten.

Miriam Zeddies, Berlin, 1140

Können AIDS-Erreger durch Mückenstiche übertragen werden?

Die Frage ist berechtigt, weil die AIDS-Viren durch Blut übertragbar sind. In unseren Breiten ist eine Übertragung durch Mücken auszuschließen, weil die Erreger in der Mücke abgetötet werden. Für die Bedingungen in Afrika wird eine solche Möglichkeit aber diskutiert, und theoretisch könnte die ursprüngliche Übertragung der Erreger von bestimmten Affenarten auf den Menschen so vor sich gegangen sein.



Cornelia Willner, Dessau, 4500

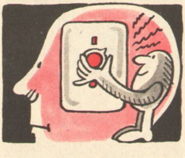
Warum hat jeder Mensch einen anderen Fingerabdruck?

Alle Stukturen unseres Körpers sind bis in ihre kleinsten Feinheiten durch die Erbanlagen festgelegt. Diese sind bei jedem Individuum mehr oder weniger verschieden (vergleiche mit der Frage von Daniela Schmidt). Betrachte eine Fingerkuppe mit der Lupe. Die Struktur der Faltungen ist so fein und vielfältig, daß durch kleinste Abweichungen praktisch eine astronomisch hohe Zahl von Variationen möglich ist.

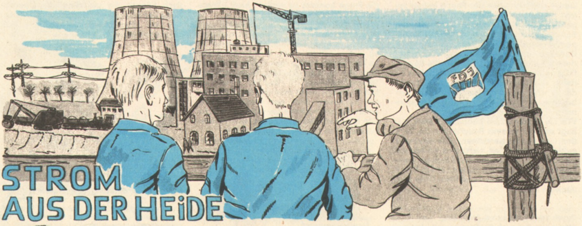
Pia Duphorn, Eisenach, 5900

Wie entsteht Fieber beim Menschen?

Bei den meisten Erkrankungen, die zu Fieber führen, werden aus den eingedrungenen Krankheitserregern (z. B. Bakterien) oder aus körpereigenen Zellen bestimmte Stoffe (Pyrogene) freigesetzt, die auf das Temperaturregulationszentrum des Gehirns wirken. Dieses Zentrum richtet sich dann auf einen höheren Wert als die normalen 37 °C ein. Der Körper produziert dann solange Wärme, bis der höhere Wert erreicht ist. Man kann das vergleichen mit einem Warmwasserboiler, den man auf eine höhere Temperatur einstellt.

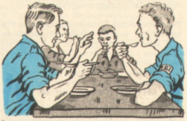


Zeichnungen: Horst Schrade



STROM AUS DER HEIDE







TEIL 3

Karl rieb mit dem Jackenärmel die Emaille blank, damit sie richtig blitzte. „Zeig' mal das Abzeichen", forderte ihn Kurt freundlich auf und studierte den Schriftzug: FDJ-Kontrollposten. „Was ist das?" Genüßlich ließ er den gefüllten Löffel wieder im Mund verschwinden.

„Du kennst doch unsere Probleme. Mal fehlt das Baumaterial, dann werden bestimmte Aggregate nicht rechtzeitig geliefert. Ein andermal kommen wir nicht weiter, weil ein nicht vorhandenes Ersatzteil die Maschinerie zum Stillstand zwingt, oder wir stellen die falschen Leute an den falschen Arbeitsplatz.

„Und dieses Chaos wollen wir nun mit Kontrollposten ordnen?" Karl blinzelt skeptisch über den Tellerrand. – „Allein wohl nicht. Aber wenn die FDJler in unseren vielen Zulieferbetrieben, bei der Bahn, in den Ministerien und Dienststellen mitziehen, könnte es vielleicht klappen."

Wenig später wanderten die beiden Jungs schon gen Spremberg. Seit einigen Tagen war kein Splitt mehr geliefert worden, die Betonierungsarbeiten drohten zu stoppen. Der Kontrollpostenstab der Baustelle hatte Karl deshalb beauftragt, vor Ort der Sache auf den Grund zu gehen.

Nach kurzer Bahnfahrt und erneutem Fußmarsch erreichten die beiden das Werk, in dem Steine zermahlen wurden. Auf dem Lagerplatz türmten sich riesige Splittberge. „Verstehst du das?"

Der Betriebsleiter empfing die beiden sofort. „Jungs, ich habe es schon am Telefon gesagt: Wir könnten sofort liefern, wenn wir Transportkapazität hätten. Euer Dieter Albert traut mir wohl nicht über den Weg, wenn er mir gleich zwei FDJ-Kontrolleure ins Haus schickt?"

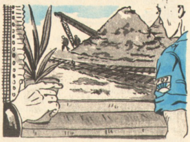
Die beiden Trattendorfer FDJler blickten seinem Finger nach, der auf das Anschlußgleis wies. Dort stand nicht ein Waggon, den man hätte beladen können.

„Haben Sie schon mal mit der Reichsbahn gesprochen?" Der Direktor brach in schallendes Gelächter aus. „Mein Zeigefinger ist wund vom Bedienen der Wählscheibe. Sie hätten andere, noch wichtigere Transportaufgaben zu lösen, erklärten sie mir immer wieder." Die Jungs verließen wortlos das Zimmer.















Der Bahnhof schien ausgestorben zu sein.
„Siehst du dasselbe, was ich sehe?" fragte Karl. Unbemerkt liefen sie im Schatten des Lokschuppens hinüber. Keiner der leeren Waggons auf dem Abstellgleis trug eine Aufschrift. „Dachte ich es mir doch", murmelte Karl verärgert.
„Komm!" Drinnen im Bahnhof klopften sie an die Scheibe der Fahrkartenverkäuferin. „Guten Tag, gibt es hier einen FDJ-Kontrollposten?" Die Frau bejahte. „Rosi macht das." Die beiden fanden die blonde Rosi in der Güterabfertigung auf Anhieb. „Tag", sagte Karl und reichte ihr die Hand. Er kam ohne Umschweife zur Sache. Rosi hörte ihm aufmerksam zu. „Mitkommen", befahl sie freundlich. Ein Waggon nach dem anderen erhielt unauffällig einen Fahrauftrag unters Gitter geklemmt. Der Betriebsleiter fragte sich besorgt, wer bis morgen früh den Splitt verladen sollte. „Wieviel FDJler gibt es im Betrieb?" „Vielleicht ein Dutzend." „Und im Ort?" Der Direktor zuckte die Achsel. „Fünfzig, hundert? Ich habe keine Ahnung." „Gut", sagte Karl. „Ich kläre das dort, und du, Kurt, wirst die FDJler im Betrieb überzeugen."
Als der Morgen dämmerte, standen alle Waggons beladen und abholbereit.
Am 21. Dezember 1954, zehn Tage früher als geplant, wurde feierlich die Turbine I angestoßen. 11.27 Uhr schoß der Dampf hinein.

ENDE





Bezaubernde Pfeifenparade

Wir ziehen alle Register unserer Überredungskunst, wenn wir etwas erreichen wollen, und wir stehen wie die Orgelpfeifen, wenn wir noch nicht recht wissen, was mit uns passieren wird. Wir benutzen in unserer Alltagssprache Begriffe aus dem Bereich der „Königin der Instrumente", der Orgel. Nicht nur wegen ihrer imposanten Größe, sondern vor allem wegen der Vielfalt ihrer Klangmöglichkeiten wird sie so genannt. Obwohl sie ein Tasteninstrument ist, vereint sie Flöten-, Streich- und Blasinstrumente in sich, ohne sie nachzuahmen.
Das hat sie gar nicht nötig. Schließlich gehört sie zu den ältesten bekannten Tasteninstrumenten auf der Welt. Ausgrabungen einer römischen Siedlung nahe Budapest förderten Teile einer Orgel zutage, auf der schon vor 1800 Jahren zur Unterhaltung musiziert wurde. Der Einzug der Orgel in Kirchen, Klöster, Kapellen begann im 8. Jahrhundert mit der Aufstellung einer Orgel im Dom zu Aachen. Seit dem 18. Jahrhundert findet man auch in vielen Konzertsälen eine Orgel.
Vielleicht hat bei ihrer Erfindung die noch ältere Panflöte Pate gestanden. Jene Flöte, bei der mehrere unterschiedlich lange Weidenpfeifen nebeneinander angeordnet waren. Ein anderer Verwandter der „Königin" ist der Dudelsack mit seinem Blasebalg, auch schon seit dem 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bekannt.
Der Klang einer Orgel fasziniert immer wieder die Menschen. Jede Orgel ist eine einmalige Schöpfung. In der DDR steht das Kunsthandwerk des Orgelbaus auf hoher Stufe. Kleine Handwerks- und vier größere Orgelbaubetriebe gibt es. Der VEB Jehmlich Orgelbau ist einer der bedeutendsten. Gegründet haben ihn die Gebrüder Jehmlich im Jahre 1808 in einem kleinen Ort im Erzgebirge, wo sie ihre erste Orgel bauten. 1826 wurden sie in Dresden ansässig und errichteten ihre Orgelbauwerkstatt in der heutigen Großenhainer Straße. Bis dahin zogen Orgelbauer mit ihrem jeweiligen Auftrag mit, waren nie recht seßhaft. Die Brüder Jehmlich richteten ihren Betrieb so zweckmäßig ein, daß er bis heute, von einigen Modernisierungen abgesehen, unverändert nutzbar ist, zum Beispiel der gemauerte kleine Ofen, wie aus einer Hexenküche mit dem Rauchabzug darüber, in dem die Legierung aus Blei und Zinn für die Orgelpfeifen geschmolzen wird; oder der über drei Stockwerke durchgehende Raum, in dem die Orgeln vor der Auslieferung komplett aufgebaut werden.

Von der kleinsten Pfeife von 1 cm bis zur größten von 10 m, ob aus Metall oder aus Holz, der Prospekt – das ist die Vorderansicht der Orgel – die Windladen, der Spieltisch, alles ist sorgfältige Handarbeit.
Neben den manuellen Fertigkeiten braucht ein Orgelbauer wesentliche Kenntnisse in Physik und Mathematik, denn der Ton einer Pfeife wird berechnet, ob sie konisch oder zylindrisch, eine Zungen- oder Lippenpfeife, eine gedeckte oder offene Pfeife ist. Jede hat übrigens nur einen Ton, und daß dieser hundertprozentig stimmt, setzt bei einem Orgelbauer ausgeprägte Musikalität voraus. Wohl jeder Orgelbauer kann sein Instrument anschlagen und richtig hören, aber daß eine Orgel in einem bestimmten Raum so und nicht anders klingt, dazu ist der Intonateur da, ein Spezialist unter seinen Kollegen, der den Klang der Orgel Pfeife für Pfeife dem Raum anpaßt.
Der VEB Jehmlich Orgelbau setzt klanglich die Tradition Gottfried Silbermanns fort, jenes Orgelbaumeisters der Barockzeit, auf dessen Instrumenten schon Johann Sebastian Bach spielte. Kein Wunder also, daß man der Firma Jehmlich die Restaurierung der Großen Freiberger Silbermann-Orgel antrug, die heute wieder in alter Schönheit klingt, wie die vielen Orgeln in



Die „Königin der Instrumente" – Orgel im Schauspielhaus Berlin





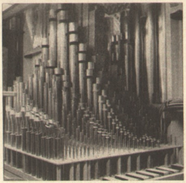


Schauspielhausorganist Joachim Dalitz

Norwegen, Finnland, Schweden, Ungarn, Bulgarien, ČSSR, Schweiz und bisher eine in Japan. Acht bis zehn Instrumente werden pro Jahr fertiggestellt, darunter sind auch kleinere für Krankenhäuser, Hotels, Schulen, sogar transportable. Horst Jehmlich, selbst Orgelbaumeister und studierter Raumakustiker der TU Dresden, nach seinen liebsten Objekten befragt, nennt die Freiberger Silbermann-Orgel-Restaurierung, die Orgel in der Kreuzkirche Dresden von 1963 und seine größte Konzertorgel im Schauspielhaus Berlin.

Seit 1983 ist das Schauspielhaus die Wirkungsstätte des Orgelbaumeisters Eberhard Mager. Diese Orgel kennt er seit dem Metallguß, war Bauleiter, baute sie mit acht anderen Orgelbauern von Jehmlich und entwickelte eine besondere Liebe zu ihr. Als man ihm anbot, ihre alleinige Pflege zu übernehmen, sagte er zu, blieb mit seiner Familie in Berlin und bei seiner Orgel. Sie hat 5811 Pfeifen, die gestimmt, gereinigt werden müssen, ständig ist die Lufttemperatur zu überwachen, Schwankungen sind für den Ton der Orgel schädlich.

Ich darf mit hinter den Prospekt. Die Pfeifen stehen in Reihen nach Tonarten auf Windkasten angeordnet, bis hinauf an die Decke des Schauspielhauses, dicht bei dicht Orgelpfeifen! „Eine Orgel funktioniert ganz einfach", sagt Herr Mager auf meinen fragenden Blick. Von einem Windwerk mit Gebläse führen Windkanäle zu den einzelnen Pfeifen, die zu Klanggruppen zusammengefaßt auf je einem Windkasten stehen, zu Registern geordnet. Das Registerwerk, die Klaviaturen, auf denen der Organist spielt, 1 bis 7 können übereinander angeordnet sein. Ein Pedal gehört noch dazu, denn ein Organist spielt



Blick ins Pfeifenwerk der Orgel

mit Händen und Füßen. Mit den Registerzügen ordnet man die Klanggruppen. Im Schauspielhaus können Registrierungen elektronisch gespeichert werden. Fertig! Er schmunzelt, ich gucke genau wie vorher.

An einem Sonnabendnachmittag hat der Schauspielhausorganist Joachim Dalitz Kinder zu einem Gespräch mit anschließenden Konzertbeispielen in den Musikklub des Schauspielhauses eingeladen. Herr Dalitz beantwortet alle Fragen. Dann geht es endlich in den großen Konzertsaal. Die Orgel nimmt alle gefangen. Joachim Dalitz spielt eine Fuge von Bach. Ich vergesse Schleifwindlade und Registerzüge. Die „Königin der Instrumente" bezaubert mich mit meisterlich gespielter Musik.

BARBARA AUGUSTIN

Fotos: Marion Klemp

Nach den Ferien

Der Sommer ist zu Ende. Im Hof haben sich die Jungen und Mädchen versammelt. Sie warten voller Ungeduld auf Borja. Er ist in den Ferien am Schwarzen Meer gewesen. Die Kinder unterhalten sich:

„So ein Glückspilz! Er konnte auf die Krim fahren ..."

„Sicher ist er den ganzen Tag im Wasser gewesen ..."

„Und hat Krabben gefangen ..."

„Und Quallen gesammelt ..."

„Und Krebse gesucht ..."

„Und ist vom Felsen ins Meer gesprungen ..."

Endlich kommt Borja aus dem Haus. Alle laufen zu ihm und reden auf ihn ein:

„Erzähle, wie es war und was du gesehen hast."

Borja läßt sich Zeit. „Wo soll ich bloß anfangen? Ich habe Dinge gesehen, von denen ihr nicht einmal träumt ..."

Und er schildert seinen Zuhörern begeistert den Inhalt von Abenteuer- und Kriminalfilmen.

„Was gab es denn noch Interessantes auf der Krim?" fragt ein Mädchen.

„Es gab auch noch andere Filme, zum Beispiel Gruselfilme", erinnert sich Borja mit glänzenden Augen. „In einem Schloß spukte es. Der Sheriff wollte das Gespenst fangen, aber es entwischte ihm und lief der Gräfin über den Weg. Die fiel in Ohnmacht ..."

„Ist das alles, was du auf der Krim gesehen hast?" unterbrechen Borja einige Unzufriedene.

„Natürlich nicht. Ich habe schließlich einen ganzen Monat dort verbracht. Wie könnte das alles sein. Utopische Filme habe ich auch noch gesehen und Trickfilme ..."

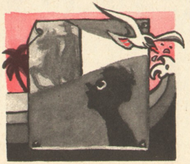
Die Kinder sehen ihn erstaunt an. Ein Junge fragt schließlich: „Die Krim liegt doch am Meer. Was kannst du uns vom Meer erzählen?"

„Vom Meer? Was für einem Meer?" Borja stutzt und zuckt die Achseln. „Ein Meer hat man uns im Kino nicht gezeigt!"

OLEG NASAROW

Aus dem Russischen übersetzt und leicht bearbeitet von Thea Woboditsch

Zeichnung: Doris Martens













Auf den Spuren des „PIROLS"

Er ist die Vielseitigkeit in Person. Karikaturist, Humorist, Moderator, Filmemacher, Kabarettist und Satiriker sind Berufsbezeichnungen, die auf ihn, oder besser gesagt, auf seine künstlerische Tätigkeit voll und ganz zutreffen.
Seine größte Popularität aber verdankt er zweifellos seinen Männchen mit den Knollennasen.
Im Eulenspiegel Verlag ist einer seiner dikken Bände, die bei Groß und Klein die Lachmuskeln strapazieren, bereits in der 4. Auflage erschienen, und weltweit sind bisher drei Millionen seiner Humorbücher verlegt worden.
Spätestens jetzt muß es jedem klar geworden sein, wer gemeint ist. Jawohl! Loriot!
Unser Karikaturist, Horst Alisch, Vater von Emmy, Käpt'n Lütt und Koko und Ali und Archibald, hatte Gelegenheit, mit seinem berühmten Kollegen ins Gespräch zu kommen und seinem Zeichentrickfilm-Studio in Percha am Starnberger See einen Besuch abzustatten.
Neben der Eingangstür eine knollennasige Figur, die etwas linkisch auf ein kleines Schild mit der Aufschrift „Studio Loriot" deutet.
„Wieso eigentlich Loriot? Heißt der Schöpfer unzähliger lustiger Zeichnungen und Geschichten, der Künstler, der so viele Menschen immer wieder zum Lachen bringt, nicht eigentlich ganz anders, nämlich Bernhard-Viktor von Bülow?" wendet sich der Besucher scheinbar an den Knollennasenmann. Der bleibt natürlich stumm. Statt seiner antwortet Loriot selbst: „Das stimmt! Aber Bernhard-Viktor von Bülow war mir einfach zu lang. Weil hierzulande ein Waldvogel, nämlich der Pirol, auch ‚Vogel Bülow' genannt wird, der gleiche Vogel aber in Frankreich ‚Loriot' heißt, erschien mir das als eine glückliche Lösung meines Problems." So einfach ist das.
Das Eis war gebrochen, und nun folgte Antwort auf Frage und Frage auf Antwort. Horst Alisch erfährt viele interessante Dinge. Zum Beispiel, daß der kleine Bernhard-Viktor in Brandenburg an der Havel das Licht der Welt erblickt hat. Daß er als Schüler ein Gymnasium in Berlin besuchte, schon zu dieser Zeit ein sehr talentierter Zeichner war, daß er sich schon damals für Opernmusik begeisterte und daß dann, viele Jahre später, der Entschluß in ihm reifte, ein ernsthafter Künstler zu werden. Mit 24 Jahren nahm er ein Zeichen-Studium an der Landeskunsthochschule in Hamburg auf.
Schlechte Wohnverhältnisse und Lebensbedingungen ließen den angehenden jungen Künstler erkennen, wie wichtig es war, den Humor nicht zu verlieren und lehrten ihn, daß Spaß und Humor eine durchaus ernst zu nehmende künstlerische Ausdrucksform sind.
„Ja, und die beliebten Knollennasen, wann kamen die, Herr Loriot?"
„Das war nach 1952, als ich anfing, meine erste Humorserie in einer illustrierten Wochenzeitschrift zu veröffentlichen. Aber von beliebt konnte damals nicht die Rede sein. Übrigens, die Serie hieß ‚Auf den Hund gekommen', und ich hatte mir mit ihr Tausende von Hundebesitzern zum Feind gemacht."
(Heute sind die Freunde seines Humors nicht mehr zu zählen.)
Wie macht er es eigentlich, daß ihm immer wieder neue komische Ideen und Einfälle kommen? Verblüfft erfährt jetzt sicher jeder FRÖSI-Leser, daß die Ideen ihm nie kommen. Vielmehr geht er zu ihnen! Sie stecken in den komischen Situationen, die es täglich überall gibt, und da sucht sie sich dann ein Karikaturist einfach heraus.
Macht Loriot nun alles allein?
„Nein, durchaus nicht", lautet die Antwort, und er weist auf die Zeichentische im Studio, an denen in weißen Kitteln Männer und Frauen sitzen, die teils mit Bleistift, teils mit Pinsel und Farben bei der Arbeit sind.
„Zeichentrickfilme sind Team-Arbeit", schaltet sich da der Chefzeichner Günter Schilling ein. „Großes zeichnerisches Können, Phantasie und jahrelange Trickfilmerfahrung sind nötig, um diese Kunst zu beherrschen. Jeder muß Zeichner, Komiker oder Schauspieler zugleich sein."
Sechs Mitarbeiter zählt das Trickfilm-Team, einschließlich Kameramann. Viele hundert Einzelzeichnungen sind für einen Zeichentrickfilm erforderlich, der nur ganze drei Minuten läuft.
Am Tontisch, der in einem Nebenstudio steht und mit seinen Spulen, Schaltern, Hebeln und Knöpfen einen starken Eindruck auf jeden macht, der ihn zum ersten Mal zu Gesicht bekommt, wird der Meister noch einmal aktiv. Ganz gleich ob Hund, Katze, Elefant oder Maus – es ist immer Loriots Stimme, mit der sie sprechen.
Mit immer neuen Einfällen hat er in all den Jahren sein Publikum überrascht. Wie wird es weitergehen?
„Wollen sehn", sagt Loriot lächelnd, ohne sich festzulegen.
Vielleicht kann es uns der sympathische Künstler sagen, wenn er wieder einmal bei uns in der DDR zu Gast ist. Vielleicht sogar in unserer Redaktion, wo jetzt eine Zeichnung mit herzlichen Grüßen an alle FRÖSI-Leser hängt mit der Unterschrift

LORIOT







MEINE STARKE SEITE

Redaktion FRÖSI
PSF 43, Berlin, 1026

In unserer Klasse gibt es noch Störenfriede. Unser Gruppenrat hat nun eine Wandzeitung gestaltet. Auf kleinen weißen Papierschildchen stehen ulkige Verse zu den Entgleisungen. Sicher hilft das.
Ines Walpuski, Rostock, 2500

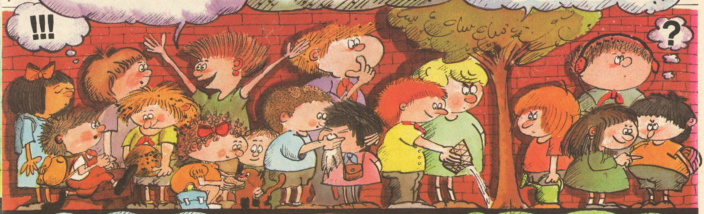
Das abgedruckte Lied in FRÖSI 4/89 „Eine Lady sein" ist wunderbar. Im Chor haben wir das Lied gleich gesungen. Unser Schuldirektor spielte die Lady. Es war sehr lustig. Zu Hause habe ich meine Emma – das Akkordeon – hervorgeholt und das Lied sofort probiert.
Sandra Münzert, Großbreitungen, 4701

Meine Freunde kommen aus Kuba und Vietnam. Sie erzählen mir sehr viel über ihr Land und die Befreiungskämpfe. Sie arbeiten in unserer Porzellanfabrik, um dann in ihrer Heimat das Gelernte anzuwenden und weiterzugeben.
Annett Szabo, Ilmenau, 6327

FERIENERLEBNIS
von Felix Kömel aus Mühlhausen, 5700
Bei einem Flugzeugmodellwettkampf beobachtete ich, wie ein Junge sein rotes Modell startete. Hoch oben am Himmel kreiste ein Bussard. Als sich das Flugzeug etwas weiter entfernte, stürzte sich der Bussard auf die roten Tragflächen. Das Flugzeug taumelte in ein nahegelegenes Wäldchen, der Bussard flog hinterher. Nichts war mehr zu sehen…

Weitere Zuschriften zur Aktion „Prominente und Talente" auf Seite 21.
Außerdem bieten wir die folgenden sieben Seiten lang Neuigkeiten von unseren Interpreten.
Und nicht vergessen: Am 10. September 1989, um 10.30 Uhr, startet die „Talentebude" ins zweite Talente-Halbjahr!

Ich besuche die AG „Junge Mathematiker". Gemeinsam knobeln wir an schwierigen Aufgaben, lernen Zahlensysteme und berühmte Mathematiker kennen. Zur Zeit beschäftigen wir uns mit Kryptogrammen. Es macht viel Spaß.
Claudia Fabianke, Magdeburg, 3060



Ich löse gern Rätsel und sammle Mineralien und Fossilien. Regelmäßig lese ich die FRÖSI. Mit Spannung verfolge ich die Abenteuer von Käpt'n Lütt und Koko.
Uwe Hölzel, Oppach, 8717

Der 10. Geburtstag unserer Schule war ein echtes Erlebnis. Ein festlicher Appell war der Beginn für eine neue und schöne Tradition: Die besten Schüler wurden mit dem Ehrentitel „Friedrich-Wolf-Oberschüler" ausgezeichnet. Am „Tag der offenen Tür" konnten Eltern und Geschwister die Schule besichtigen. Neben vorbereiteten Bastel- und Wissensstraßen zeigten wir auch stolz die zum Teil von Schülern der oberen Klassen renovierten Klassenzimmer.
Katja Lehmann, Dresden, 8036

WITZIGES von Monika Thiele aus Kühberg, 9301:
Der Wettlauf geht in die letzte Runde. Da ruft Doreen: „Schaut nur, der mit dem roten Schlips gewinnt!" – „Ach was", erwidert Torsten, „von wegen Schlips, das ist doch seine Zunge!"

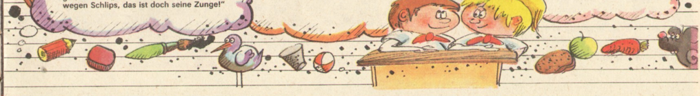
Was kann man außer Sekundärrohstoffe sammeln noch für die Umwelt tun?
Diana Schmidt, Olbersleben, 5231

Schützt die Tiere und pflegt die Natur, reißt keine Pflanzen ab und keine Äste, nehmt junge Bäumchen in Pflege, gießt sie, wenn es sehr trocken ist. An vielen Schulen und Pionierhäusern gibt es Arbeitsgemeinschaften mit vielen Pionieren und FDJ-Mitgliedern, die sich mit Naturschutz befassen und weitere Ratschläge geben können. Wußtet ihr übrigens, daß ein großer Laubbaum in einer Stunde vier Millionen Liter Luft reinigt, zwei Kilogramm Kohlendioxyd bindet und die gleiche Menge Sauerstoff freigibt? Pro Jahr filtert er 1000 kg Staub aus der Luft. Nicht umsonst bezeichnet man die Wälder und Parks als „grüne Lungen".

Wir sind ein duftes Pionierkollektiv, in dem eine gute Lernatmosphäre und Kameradschaftlichkeit herrschen. Um eine gute Pausendisziplin wollen wir uns noch bemühen. Wir helfen uns gegenseitig, so daß keiner zurückbleibt.
Klasse 6b der Erich-Weinert-Oberschule Schwedt, 1330

Ich bin 11 Jahre alt. Obwohl ich nicht sportlich und auch etwas mollig bin, spiele ich oft mit meinen Freunden Fußball, laufe viel und versuche, mich dabei zu steigern. Trotzdem werde ich immer etwas in den Hintergrund gestellt, und das stimmt mich traurig. Froh bin ich dagegen über meine anderen Leistungen, die ich gegenüber dem Vorjahr verbessert habe.
Kerstin Iser, Ottewig, 7301

Zeichnungen: Andreas Strozyk
Redaktion:
Annette Schlegel



PROMINENTE und TALENTE

FARBEN DER KERSTIN RODGER





Begegnungen mit dieser überaus freundlichen, zierlich-blonden Kerstin Rodger haben stets etwas Überraschendes. Stolz, verspielt, dann wieder ganz fröhlich, kommt sie daher. Sie wechselt je nach Stimmung und Gefühl ihre Pullover, Blusen, Kleider und Hosen, obwohl sie anderen Zaubereien eher skeptisch gegenübersteht. Nach wie vor imponieren ihr zwanzig gekonnt ausgeführte Überschläge nun eben mal mehr als dahinschwebende Kugeln und Kaninchen im Zylinder. Sie folgt konsequent ihren Ideen und Vorsätzen, berät sich mit Partnern. Große Umwege hat sie nicht gemacht dabei. Von Anfang an nicht. Stationen der energiegeladenen Kerstin Rodger waren unter anderem die „Benny-Baré-Schau", die „Pallas-Band", sind jetzt ihre Soloauftritte, das Showprogramm mit dem Tanz-Trio „label". Sie probiert sich aus und gibt alles dabei, hat eine gute Nase für das Ende einer Sache. Ein Gespür, das in ihr ist. Eins, das sie sogar nicht beschreiben kann. Dennoch – vorschnell entscheidet sie nichts. Eine „neue Farbe" – sie muß schon zu ihr, auch zu ihren 1,60 Meter passen. Unlängst ist sie Gerrit Junghanns, einem Pantomimen begegnet. Er wird die Lieder der Kerstin Rodger für eine Auslandstour pantomimisch untermalen.

Bei allen Zielen, denen sie bisher entgegenstrebte, war sie stets optimistisch. Doch geschenkt wurde ihr beileibe nichts. Die Trauben des Erfolgs hingen hoch. Doch die freundliche Kerstin mit dem sehr wachen Blick hat sich niemals beirren lassen. Sie hat hartnäckig gesucht und gefunden.

Energiegeladen

Dienstags klassisches und modernes Ballettraining im Landestheater Halle, mittwochs Sprecherziehung in Potsdam, anschließend Gesangsausbildung in Berlin. Donnerstags Steppunterricht in der Dresdner Staatsoperette. Ein wahres Mammutprogramm für eine 18jährige, die gerade ihre Lehre als EDV-Facharbeiterin abgeschlossen hatte und ihr erstes Engagement in der „Benny-Baré-Schau" absolvierte. Trotz der vielen Verpflichtungen dort, trieb sie ihr Ehrgeiz kreuz und quer durch unser Land. Immer auf der Suche nach neuen Ausbildungsmöglichkeiten. Die Mühen sollen sich auszahlen. Sie steht sicherer auf der Bühne, weiß auch zu verblüffen. Mit einer Kolora-



tursopran-Arie des „Frühlingsstimmenwalzers“ beispielsweise. Ungewohnt klassische Töne der noch sehr jungen Kerstin Rodger kamen da plötzlich dem Publikum entgegen und nur die Eingeweihten wußten, daß hinter dieser scheinbar spielend vorgetragenen Parodie fünf harte Jahre klassischer Gesangsausbildung an der Bezirksmusikschule in Potsdam steckten. Als sie damit begann, war sie 13 Jahre alt, sang nebenbei noch im FDJ-Singeklub der Teltower „Bruno-H.-Bürgel“-Oberschule. Mit 17 stellte sie sich der „Heiteren Premiere“ und nahm dann den kürzesten Weg in die Praxis.



Was sie beginnt, muß ihr etwas bringen. Die Tanz- und Steppausbildung beispielsweise. Sie trägt ihre Früchte. Der Tanz ist längst zu einem der Ausdrucksmöglichkeiten der Kerstin Rodger geworden. Wirkungsvoll verbindet sie ihn mit ihrem Gesang.

Schwungvoll

Schon als Vierjährige ist sie vom Tanzen hellauf begeistert. Kerstin sieht wiederholt das Fernsehballett am Bildschirm und wünscht sich nichts Sehnlicheres, als einen gemeinsamen Auftritt mit ihm. Zentimeter um Zentimeter wächst sie mit diesem Traum, und er soll Wirklichkeit werden. Kerstin Rodger und das Fernsehballett. Es kommt zu gemeinsamen Auftritten, wenn auch zwanzig Jahre später. Singen und Tanzen ist für sie eine Einheit. Damit weiß sie sich eins mit ihrer Choreographin Juliane Aniszewski, unter deren Fittiche sie sich auch heute noch begibt. Sie berät sie in allen sogenannten „Bewegungsfragen“.

Kerstins große Liebe zu anmutigen Bewegungen ließ sie schon über Jahre nach geeigneten Partnern Ausschau halten. Schließlich fand sie sie im Tanz-Trio „label“ vom Berliner Studioballett. Rein zufällig, wie sie sagt. An einem Tag, als sie zur Probe im Johannisthaler Studio einmal verfrüht eintraf und ihre künftigen Partner tanzen sah. Erstaunte Gesichter auch bei den Kollegen, die sie ansonsten nur auf die Minute pünktlich – und verspätet schon überhaupt nicht – kennen. Kerstin Rodger und „label“ – dieses Quartett hat sich inzwischen mit Unterstützung der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst zu einem beliebten halbstündigen Showprogramm entwickelt, umrahmt vom bunten Scheinwerferlicht mit unzähligen Effekten.

Rastlos

Ohne Arbeit kann sie nicht sein, diese Kerstin Rodger. An ihren wenigen Tagen, die nicht bis auf die letzte Minute ausgeplant sind, geht sie vor allem schwimmen oder spazieren, widmet sich ihrer Familie und ihrem kleinen Sohn Nick.

Kerstin Rodger, eine vielseitige Sängerin, die Rosen und Orchideen liebt, sich aber auch über einen klitzekleinen Grashalm in einer Vase unerhört freuen kann. Eine, die so zeitig wie möglich aufsteht und dann erst einmal jedem Muskel „Guten Morgen“ sagt, denn eine gute Kondition hält sie in ihrem Beruf für unerläßlich.

RALF KEGEL

Fotos: Wadim Gratschow

PROMINENTE und TALENTE

Unsere erste Autogramm-Postkarten-Aktion (aus FRÖSI 5/89) ist im wesentlichen abgeschlossen. Weit über 100 000 Autogrammwünsche haben wir an unsere Interpreten weitergeleitet. Der Erfolg war überwältigend! Wir sagen euch, unseren Lesern, aber auch den Interpreten an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön!

Ihr habt mit euren Zuschriften bewiesen, daß FRÖSI auf dem richtigen Weg ist und daß unsere Interpreten bei euch sehr beliebt sind. Und vielleicht war es für den einen oder anderen von euch auch der Start zu einer großen Autogramm-Postkarten-Sammlung.

Nutzt also die jeweiligen Angebote auf der „Fan-Post“-Seite, wo wir weitere Adressen veröffentlichen.

Einige von euch werden vergeblich auf Antwort gewartet haben. Der Grund: Ihr habt die Autogramm-Postkarten falsch adressiert – nämlich an die Interpreten. Und so passierte es, daß zum Beispiel Inka per Post ihre eigene Karte zurückbekam und zwar über die Redaktion FRÖSI. Diese Zuschriften sind inzwischen aussortiert und werden ab sofort über unsere Abteilung Korrespondenz gesondert bearbeitet.

Unsere Bitte an euch für die nächste Autogramm-Aktion in FRÖSI: Lest bitte genau im Heft, was zu tun ist. Ihr erspart uns damit sehr viel Arbeit und euch eine unnötige Wartezeit.

Noch ein Wort in eigener Sache: Alle Interpreten haben Wort gehalten! Alle haben einen Titel extra für unsere Aktion produziert. Mit anderen Worten: FRÖSI und die „Talentebude“ verfügen über 12 neue Lieder! Wir werden nicht nachlassen in unserem Bemühen, diese Titel für euch hörbar zu machen. Und wir werden die Noten und Texte für euch abdrucken, damit ihr die Möglichkeit habt, diese Lieder zu singen und zu spielen!

PROMINENTE und TALENTE

FAN-POST

PROMINENTE und TALENTE

Mini-Interview mit *Peter Meyer* von den *Puhdys*

- Wie begann Eure Laufbahn?
1969 fingen wir an, zum Tanz zu spielen. Die ersten Fernseh-, Rundfunk- und Schallplattenaufnahmen gab es dann 1971.
- Dein Leitspruch?
Wer weiß, wozu es gut ist!
- Wie stehen die PUHDYS zu ihren Haustieren?
Wenn wir Freizeit haben, nehmen wir uns auch Zeit für unsere Tiere. Unsere Tiere haben jedoch immer Zeit für uns!
- Seid ihr sportinteressiert?
Quaster spielt Tischtennis, macht auch viele Wettbewerbe in Berlin mit. Er war sogar schon Meister.
Ich selbst surfe, aber nur, wenn es warm und wenig Wind ist.
- Bist du naturverbunden?
Ich genieße die Natur am liebsten, indem ich langsam mit meinem Fahrrad durch den Wald radle.
- Dein Lieblingsessen?
Softeis mit Blaubeeren und Sahne.
- Wie sieht eure Zukunft aus?
Wir arbeiten im Studio für unsere Rockerrente!

Puhdys
postlagernd
Berlin
1165

Platten-Tips

Demnächst erscheint die 16. LP der *Puhdys*, ein Doppelalbum. Es enthält u. a. bekannte englische Titel. Der Knüller: Prominente singen Puhdys-Lieder, z. B. *IC:* „He, John", *Rosalili:* „Wenn Träume sterben" und *Helga Hahnemann:* „Rockerrente".

Letzte Chance!

Schon einmal haben wir auf die „Good-bye-Tour" der *Puhdys* verwiesen. Nur noch bis Mitte November 1989 ist die erfolgreiche Rockband auf den Bühnen unseres Landes zu erleben.

Schläfriges

Viele unserer Prominenten müssen gerade am Abend hart arbeiten. Das gab uns Anlaß zu der Frage: Seid ihr Langschläfer?

Hendrik Bruch: „Ja! Ich schlafe am liebsten acht bis neun Stunden."

Elke Martens: „Ich brauche, wie die meisten Menschen, täglich acht Stunden Schlaf. Ob ich früh aufstehe, richtet sich danach, wann ich nach einem Auftritt ins Bett komme. Und das ist bei uns meist recht spät. Trotzdem stehe ich eigentlich gern früh auf, weil man dann noch den ganzen Tag vor sich hat."

Karussell: „Nur, wenn es uns die Zeit erlaubt. In der Regel müssen vier Stunden Schlaf genügen."

Bernd Walter: „Ich bin Frühaufsteher und trotzdem Morgenmuffel, weil ich Zeit brauche, um richtig in Schwung zu kommen. Vielleicht stehe ich gerade deshalb so früh auf!"

INKA kramte für uns in den Erinnerungen aus ihrer

Schulzeit

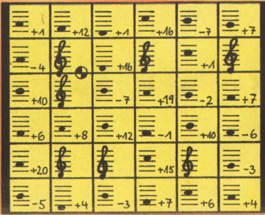
„In der 1., 2. Klasse kam ich jeden Tag mit zwei langen Zöpfen zur Schule. Das reizte natürlich die Jungen meiner Klasse, mich ständig daran zu ziehen. Spaß machte es ihnen freilich auch, weil ich so schön quietschen konnte. Gern denke ich an meine Klassenleiterin, Frau Bernd, zurück. Sie war mit Leib und Seele Lehrerin, erreichte viel durch Liebe und Geduld. Jeder von uns Schülern konnte mit seinen Sorgen und Freuden zu ihr kommen. Auch meine Mathe- und Physiklehrerin, Frau Eckert, habe ich in guter Erinnerung. Sie war ein richtig guter Kumpel und schloß unseren Halbstarken den großen Mund mit ihrer Liebenswürdigkeit."



POP-SPRUCH

Elke Martens: „Die Zeit vergeht so schnell, daß man aus jedem Tag das Beste machen sollte!"

Fragen, Meinungen oder Hinweise zur Fan-Post und zur Aktion „Prominente und Talente" an „Meine starke Seite", Redaktion FRÖSI, Postschließfach 43, Berlin, 1026.



Für jede Note den Buchstaben, mit dem sie auf der Tonleiter zu finden ist, einsetzen. Steht eine Zahl darüber, entsprechend alphabetisch weiterzählen und den so gefundenen Buchstaben notieren.

Übrigens

... hält *Hendrik Bruch* Mode in seinem Beruf für sehr wichtig, aber man sollte sich nicht von ihr abhängig machen.
... lebt bei *Tina* ein Zwergpudel, der auf den Namen „Cessi" hört.
Tina
PSF 1
Karl-Marx-Stadt
9090

... rät euch die Gruppe *Fundbüro:* „Nichts tut so wohl, wie Rock 'n' Roll!"
... liebt *Bernd Walter* Klatschmohn und Margeriten.
... legt *Kerstin Rodger* Wert auf eine gemütliche Atmosphäre, wenn Gäste kommen. Dazu gehören Kerzenschein und Blumen.



Ab sofort könnt auch Ihr endlich wieder „aus der Schule plaudern". Ich wünsche Euch in allen Fächern nur beste Noten!

Jürgen Karney



„Komm schnell! Gleich beginnt die Talentebude!"

NEUGIERIG AUF *FUNDBÜRO?*



Dann bitten wir euch noch um ein wenig Geduld. Die vier jungen Musiker aus Berlin, die sich mit Leib und Seele dem Rock 'n' Roll verschrieben haben, werden in unserem Heft 12/89 ausführlich vorgestellt.

PROMINENTE und TALENTE

Zur Aktion „Prominente und Talente" erhalten wir nach wie vor viel, viel Post. Stellvertretend sollen hier einige Leser zu Wort kommen.

Aufmerksame FRÖSI-Leser werden sich erinnern, daß vier Mädchen aus Berlin um einen Fototermin mit Karussell gebeten hatten. Zum Pfingsttreffen der FDJ ging die Sache im wahrsten Sinne des Wortes über die Bühne, nämlich über Bühne I im Foyer des Palastes der Republik. Und hier ist der Beweis!



Weitere Fototermine sind zur Zeit nicht möglich, es sei denn, ihr habt euch an unserem Rock-Pop-Rätsel im Heft 7/89 beteiligt. Die Hauptgewinner werden demnächst in FRÖSI mit „ihren" Interpreten im Bild vorgestellt!

Lieber Olaf Berger, ich habe Dein Programm in Neustadt gesehen und war begeistert. Ich bin die Michaela, die mit dir von ihrer Mutti fotografiert worden ist und die ein Autogramm auf die Plattenhülle bekam. Ich möchte so gern mit Dir zusammen ein Lied singen.
Michaela Scharmatzinat, Sebnitz, 8360

Ich schreibe Euch, weil ich Eure Aktion „Prominente und Talente" ganz toll und interessant finde. Und zwar möchte ich mich auch daran beteiligen, ich würde für mein Leben gern zusammen mit Ines Paulke ein Lied singen. Einfach deshalb, weil ich diese Sängerin super finde, vor allem wegen ihrer tollen Stimme und ihrer unheimlich guten Ausstrahlung.
Dörte Richter, Magdeburg, 3036

Die Aktion „Prominente und Talente" war ein guter Einfall von Euch! Ist ja große Klasse, daß sich sogar Berluc entschlossen hat, mit Kindern zu singen. Ich würde es begrüßen, wenn Rosalili dabei wäre. Vielleicht lassen sie sich noch überreden. Über den Beitrag „Bruchstückchen eines gewissen Henni" habe ich mich gefreut. Endlich mal etwas über Hendrik Bruch! Eine riesengroße Überraschung war, daß er mit Inka, Rosalili und Clown Lulu ab Oktober in einem Show-Programm auftreten wird.
Sylvia Wahrnend, Halle-Neustadt, 4090

Ich bin ein großer Fan von IC. Als ich in der FRÖSI las, daß man Liedtexte schreiben und einschicken kann, setzte ich mich gleich an den Schreibtisch und schrieb das Lied „Frühlingsblume".
Michael Schulze, Neustadt (S.), 8355

Ich finde es ganz toll, daß Ihr eine Ecke mit der „Fan-Post" eingerichtet habt. Man erfährt einfach vieles aus dem privaten Leben der Künstler. Auch die Rezepte der Sänger usw. sind eine dufte Idee von Euch!
Britta Schemel, Brück, 1822

Das mit den Prominenten finde ich echt Spitze! Wie seid Ihr bloß darauf gekommen?!
Kati Egermeier, Königs Wusterhausen, 1600

Text: Matthias Werner/Heike Westphal
Fotos: Wadim Gratschow (4), Horst Glocke (1)















In der Mai-Ausgabe der „Talentebude" präsentierte BERLUC den neuen Titel „Kleine Prinzen". In FRÖSI 6/89 stellten wir euch die Band näher vor. Seit dieser Zeit erhalten wir viele Zuschriften mit der Bitte, mehr Informationen über BERLUC zu geben. Das wollen wir auf dieser Seite tun.
Zum Pfingsttreffen der FDJ war auch BERLUC unserer Einladung in den Palast der Republik gefolgt. Rund 40 Minuten lang heizten Dietmar Ränker und seine Jungs den „Ofen" an. Und kurz vor Schluß legten sie noch eine Kohle nach – so etwa formulierte Dietmar überaus treffend den Auftritt.
BERLUC ist eine Live-Band. Man muß ihre Musik hören, und man muß ihre Musik erleben! Ihre Bühnen-Show ist perfekt. Aus ihren beiden Lautsprechertürmen ergießen sich jeweils 5000 Watt über das Publikum, und insgesamt 10 000 Watt Lichtleistung tauchen ihre Musik in bunte Farben. Der Sound ist von bester Qualität, doch Zuhörer mit zarten Trommelfellen sollten besser in die zweite Reihe zurücktreten.
Und wenn die Hard-Rocker warm gelaufen sind, dann vibriert die Luft. Da hat jeder von ihnen seine Show, da werden die Solis nicht nur gespielt – sie werden vorgetragen, sie werden durchlebt. Die Gitarristen knien, liegen fast auf der Erde, der Drummer scheint seinem Instrument den Garaus machen zu wollen, und der Sänger fliegt mit dem Mikrofon durch die Luft.
Spricht man sie vor dem Auftritt hinter der Bühne, dann sind Dietmar, Ralf, Hannes, Bernd und Tino ganz ruhige, nette, bescheidene junge Männer, dann sind sie BERLUC privat. Doch wenn sie die Instrumenten-Stecker einklinken, dann scheinen sie selbst an die Verstärker angeschlossen, dann gehören sie nur noch ihrer Musik und ihrem Publikum. BERLUC hören ist gut – BERLUC erleben ist großartig!

FRANK FRENZEL

Fotos: Wadim GRATSCHOW



Talente-Theo bittet ums Wort!

Jawohl, ich bitte ums Wort! Und daß mir bloß keiner dazwischenquatscht, so wie Inka und Hendrik das in der „Talentebude" unentwegt machen! Die beiden lassen mich ja kaum ausreden. Eigentlich sind sie ja ganz nett – mal unter uns gesagt. Doch sie könnten mir ruhig mehr Zeit zum Reden geben. Denn schließlich bin ich ja die Hauptperson in der „Talentebude" und eigentlich ...

Was wollte ich denn eigentlich sagen? Ach ja. Ich habe Schritte gehört. Nein, nicht in der „Talentebude", obwohl da manchmal einige mächtig rumtrampeln, in Hektik und Eile, wie das eben bei einer Live-Sendung so geht, oder auch mal, wenn Talente aufgeregt sind, so kurz vor dem Auftritt. Dann laufen sie rum, um sich zu beruhigen. Und mich machen sie damit total fertig.

Stellt euch mal vor, wenn wir 30 Mitwirkende haben – die Kameraleute, den Regisseur, die Beleuchter, Aufnahmeleiter – und alle laufen rum. Mir dröhnt der Kopf, wenn ich nur dran denke. Als Talente-Theo hat man schließlich auch Nerven.

Wo war ich denn stehengeblieben? Ach ja. Bei Schritten. So ein Quatsch, werdet ihr sagen, wie kann man denn bei Schritten stehenbleiben? Seht ihr, hier liegt der Hase im Kornfeld – oder wie das im Sprichwort heißt. Ich glaube sowieso nicht an Sprichwörter. Obwohl, ich kenne ja Sprichwörter bis zum Umfallen und noch mehr. Zum Beispiel: Wer andern eine Grube gräbt, ist ganz schön blöd ... oder so ähnlich. Sollen die sich doch ihre Grube allein graben, wenn sie unbedingt eine haben wollen. Wo kämen wir denn dahin, wenn zum Beispiel Theo für alle Leute Gruben graben würde? Ich bin doch kein Maulwurf, der auf Schritt und Tritt ... Schritt – da wollte ich ja die ganze Zeit hin. Aber ihr bringt einen total durcheinander. Ihr seid ja nicht viel besser als Hendrik und Inka in einen Topf geworfen. Nur – ihr seid viel mehr. So einen großen Topf gibt es ja nicht einmal in der „Talentebude". Und überhaupt: Was soll ich mit euch allein in einem Topf. Es sei denn, da paßt noch ein Fernseher mit hinein und eine FRÖSI.

Zum Glück seid ihr ja nicht auf den Topf – ähh, auf den Kopf gefallen und so Schritt für Schritt ... Da sind sie wieder! Die Schritte! Ich komme einfach nicht mehr von los, seit ich sie gehört habe. Schritte. Zweimal 20 Minuten lang, ganz schwarz. Nicht die Füße – nein, die Platte. Die neue von Inka. Jetzt ist es raus, denn jetzt ist *sie* raus. Die neue LP von Inka. Na, davon red' ich doch die ganze Zeit. Sie heißt schlicht und einfach: „Schritte". Ihr wollt wissen, wie die Platte aussieht? Also, paßt auf. Sie ist ungefähr so groß wie ein Suppenteller, genau in der Mitte ist ein kleines Loch, und um das Loch herum ist sie ganz schwarz und ganz rund. Sie sieht eigentlich so aus wie alle Schallplatten. So rein äußerlich ist wirklich nichts Neues an dieser Platte zu entdecken. Aber die Rillen ... Ich kann euch sagen, was da drin steckt, das muß man einfach gehört haben! Alles neue Lieder. Die Platte ist voll davon. Und der Titel „Schritte" ist der Titelsong. Für den hat Inka schon einen „Silbernen bong" abgestaubt. Apropos abstauben. Das müßt ihr mit jeder Platte machen, bevor ihr sie abspielt. Aber das wißt ihr ja längst.

Kommen wir noch einmal auf Inkas neue Platte zurück. Im September, also genau jetzt, vielleicht in dieser Minute, wird sie in eure Plattengeschäfte geliefert. Stellt euch das mal vor. Während ihr jetzt in FRÖSI 9/89 die Seite 23 lest, tragen fleißige Schallplattentransporteure mit festem Schritt kistenweise Inka-Platten durch die Gegend. Und das tun sie nur, damit alle Inka-Fans an die Platte rankommen. Ist das nicht toll?

Weil wir gerade bei „toll" sind. Inka hatte eine tolle Idee. Sie hat gesagt, alle FRÖSI-Leser, die die Platte gehört haben, sollen schreiben, was sie von der Platte halten. Also: Was gefällt und was nicht gefällt. Welche Texte sprechen an, welche nicht? Wo findet ihr die Musik stark und wo nicht? Euch wird vielleicht noch viel mehr einfallen. Schreibt an Redaktion FRÖSI, Kennwort „Schritte", Postschließfach 37, Berlin, 1056.

Es gibt natürlich auch etwas zu gewinnen. FRÖSI spendiert 100 Kassetten, auf die Inka eine persönliche Widmung an die Gewinner spricht. Na, ist das was? Autogramme können viele haben – aber eine ganz persönliche Inka-Kassette gibt es nur 100mal. Republikweit. Was sage ich: WELTWEIT!!

Außerdem stiftet Inka 100 Poster und viele kleine Inka-Souvenirs.

Übrigens: die Kassetten-Idee hat sich FRÖSI für alle Künstler überlegt, die in der Aktion „Prominente und Talente" mitmachen. Wir halten euch auf dem laufenden!

So. Nun muß ich aber langsam zurück in die „Talentebude". Wir sehen uns ja bald wieder. Und eines ist versprochen: Sollte von Theo einmal eine Langspielplatte herauskommen, dann werde ich 1000 Kassetten persönlich besprechen. Jawohl! Aber ich habe ja noch nicht einmal ein einziges klitzekleines Lied, ich hab' noch nicht einmal eine einzige klitzekleine Talente-Theo-Note ... nicht eine einzige ...

Foto: Günter Gueffroy













GEMEINSCHAFTSAKTION von FRÖSI und TROMMEL

EIN FEST ZUM FEST

Im nächsten Monat erfahren FRÖSI- und TROMMEL-Leser gleichzeitig, wo das „Fest zum Fest" steigen wird. Dann verraten wir, in welchem Ort unserer Republik die fleißigsten SERO-Sammler wohnen, und wir teilen den genauen Veranstaltungstermin mit.
Am 16. Juni 1989 erhielten die Pioniere in Prossen ihren Hauptpreis in der SERO-Aktion. Emmy schenkte ihnen ein Konzert der Rockgruppe KARUSSELL. Rund 1000 Zuschauer hatten sich pünktlich auf dem Schulhof eingefunden, um sich davon zu überzeugen, daß FRÖSI und TROMMEL Wort halten.
Bereits vier Stunden vor dem Konzert traf die Technik auf dem Schulhof in Prossen ein. Dietmar, zweimal Andreas und Christian hatten alle Hände voll zu tun, mußten die mitgebrachte Bühne aufbauen, die Lautsprechertürme montieren, Kabel verlegen, Instrumente anschließen, den Mixer einrichten und vieles mehr.
Kurz vor 17.00 Uhr lenkte dann, zuverlässig wie immer, Jürgen Franz den KARUSSELL-Kleinbus auf den Schulhof. Wolf Rüdiger Raschke, Jochen Hohl, Dirk Michaelis, Jan Kirsten und Jürgen Hofmeister, die fünf von KARUSSELL, waren bester Laune. 120 Minuten lang boten sie KARUSSELL-Live-Musik, bekannte und neue Titel, und bezogen ihr Publikum immer wieder direkt mit ein. Dirk sang mit Prossener Pionieren „Die kleinen Frauen", verführte mit der elektronischen „Klatschhand" zum Mitmachen und übte mit allen Zuschauern die schwierigste Gesangsstelle im „Halleyschen Kometen".
Die Zugabe-Rufe wurden erhört, aber als die eingesetzten Sonderbusse gegen 19.10 Uhr energisch zu hupen begannen, mußten sich die Pioniere von ihren neuen Freunden trennen. KARUSSELL verteilte Poster, Autogrammpostkarten und beschriftete manchen Zettel oder auch einige Hände mit Filzstift. Diese Autogramme sind längst Wasser und Seife zum Opfer gefallen, aber in den jungen Herzen der Zuschauer hat der Name der Band sicherlich einen festen Platz!
Wir sagen den Freunden von KARUSSELL Dankeschön dafür, daß sie ihr Versprechen eingehalten haben, und wir wünschen den Prossener Pionieren weiterhin Spitzenergebnisse in Sachen SERO.

HEINZ KLENSKY

Fotos: Horst GLOCKE
Zeichnung: Horst ALISCH








Ali und Archibald von Horst Alisch
Die Ramme
Die Belohnung
Alles im Lot
Problem gelöst
Das Monster
BEKANNTMACHUNG
Vorsicht Hund
VORSICHT SCHARFER HUND
VORSICHT SPITZER HUND!



Loch an Loch

Wer bohrt die meisten Löcher im ganzen Land?

Egal, welche Bewertungskriterien man da ansetzt, mit einer knappen Million Löcher pro Tag würde einen solchen Wettbewerb auf jeden Fall der VEB Spinndüsenfabrik Gröbzig gewinnen. Und dabei schaffen es die Spezialisten in Gröbzig, das Loch in einer Spinndüse für nur etwa einen Pfennig zu bohren!

Doch ihre Spinndüsen sind deswegen beileibe keine Billigprodukte, sondern, hochwertige Präzisionsarbeit. Das wird klar, wenn man erfährt, daß die größte bisher produzierte Spinndüse nicht weniger als 200 000 Löcher enthält. Größere wurden bisher noch nicht gebraucht. Aber als provozierendes Angebot an die Chemiefaserindustrie haben die Werktätigen dieses Betriebes das Modell einer Spinndüse mit einer Million Löcher nach einem Baukastensystem gebaut, das noch größere erlaubt.

Bisher haben wir nur einfach von Löchern gesprochen. Aber da gibt es ja Unterschiede: Es gibt große und kleine Löcher, solche mit rauhen und solche mit glatten Wänden, ausgefransten und ebenen Rändern. In Gröbzig werden ausschließlich Feinbohrungen hergestellt. Das bedeutet höchste Präzision bei winzigsten Lochdurchmessern, die kleinsten messen nur 0,04 mm im Durchmesser, das ist nur die halbe Stärke eines Frauenhaares! Es ist schon ein Wunder, überhaupt eine solche Bohrung in eine Metallplatte zu bekommen. Die Düsenbohrungen aber sollen aus zäher Spinnflüssigkeit den begehrten Faden formen, aus dem dann all die herrlichen Kleidungsstücke unserer Chemiefaserindustrie hergestellt werden. Der Faden soll glatt und gleichmäßig sein, darf keinesfalls reißen und muß – da wir ja möglichst viel Chemiefasern haben wollen – der Spinndüse recht schnell entrissen werden. Dazu muß die Bohrung nicht nur eine perfekte Oberfläche haben, sondern möglichst auch eine der Düse eines Raketentriebwerkes angenäherte Form. Das traditionelle Bohrverfahren, nach dem man das macht, erfand im Jahre 1909 der Gröbziger Uhrmacher Eilfeld. Es ist das Prinzip der Metallverdrängung: Eine Art Nadel aus Hartmetall sticht die Löcher regelrecht in das weichere Metall der Spinndüse. So entstehen Bohrungen mit perfekt glatten Wänden und praktisch beliebigem Düsenprofil. Der Erfinder wußte seine Entdeckung für sich auszunutzen. Er gründete in Gröbzig seinen Betrieb.

Eilfeld wurde ein Kapitalist, der mit allen Wassern gewaschen war, seinen Profit überall suchte. In Kriegsgewinnen in beiden Weltkriegen und selbst in besonders skrupelloser Zusammenarbeit mit dem faschistischen Regime, dessen Terror er brutal zur Disziplinierung „seiner" Arbeiter benutzte.

Genosse Lochelfeld hatte beim Eilfeld gelernt, kam nach dem Krieg als Kommunist zurück, wurde selbst zum Erfinder und war 35 Jahre lang Direktor dieses Betriebes, der schon seit über 30 Jahren stets den Plan erfüllt bzw. übererfüllt.

Tausende von Löchern enthalten die Spinndüsen, die die begehrten Fäden der Chemiefasern formen.

Genosse Lochelfeld, einst Lehrling im kapitalistischen Betrieb, war 35 Jahre lang Direktor im Volkseigenen Betrieb.



Viel hat sich in dieser Zeit geändert. Die früher übliche Handarbeit – Loch für Loch wurde von geschickten Frauenhänden in die Düsenplatte gestochen – ist weitgehend durch Automaten und Roboter ersetzt, für deren Entwicklung und Einsatz der Betrieb einen guten Ruf als Schrittmacher hat. Nur vereinzelt stößt man noch auf Handarbeit, die den Arbeiterinnen Erstaunliches abverlangt. So müssen manche Löcher in hartem Material mit winzigen Spiralbohrern gefertigt werden und haben dann etwas rauhe Wände. Um diese zu glätten, treibt man ein nur 0,2 mm dickes und wenige Millimeter langes Werkzeug (eine Stecknadel ist dagegen eine gewaltige Eisenstange) durch die Bohrung.

Eine besondere Spezialität des Betriebes ist das dort in den fünfziger Jahren entwickelte Elektroerosivverfahren. Damals ging es darum, die Damenwelt von der Bürde der Laufmaschen, die emsig über die dederonbestrumpften Frauenbeine huschten, zu befreien. Profilierte – beispielsweise sternförmige – Fäden sollten das schaffen. Ebendiese Form mußten dann auch die Bohrungen der Spinndüse haben. Nun bohr einmal einer sternförmige Löcher, die nach hundertstel Millimetern gemessen werden! Die Lösung brachte ein feiner Draht, der durch eine Bohrung gefädelt, sich durch zwischen Draht und Düsenplatte sprühende, elektrische Funken seitlich in das Material fraß. Heute tut er das natürlich computergesteuert!

Die Anforderungen an die Arbeit der Gröbziger Spezialisten sind nur mit denen der Mikroelektronik vergleichbar, und nur mit Hilfe der Mikroelektronik sind sie heute zu meistern. Ohne Mikroelektronik, ohne Mikrorechner, Automaten und Roboter wäre die Spinndüsenfabrik – in Wirklichkeit ein kleiner Betrieb mit knapp 500 Kollegen – heute einer der größten Betriebe unseres Landes.

Aber die Anforderungen steigen weiter. Bei den Spinndüsen für das im Chemiefaserkombinat Schwarza entwickelte hochproduktive Schnellspinnverfahren rechnet man mit Toleranzen von nicht mehr als einem tausendstel Millimeter. Für die Produktion von Modalfasern werden Düsenbohrungen von nur 0,06 mm Durchmesser benötigt, in einem Material, das sonst nur in der Raumfahrt verwendet wird. Die Gröbziger sind sehr stolz, daß es ihnen gelungen ist, auch dieses problematische Material zu bearbeiten.

REINHARDT BECKER

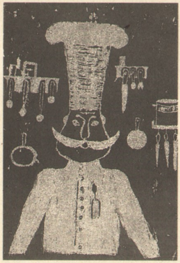
Fotos: Wadim Gratschow, Werkfoto



Nikolai Todorow, 11 Jahre, VR Bulgarien

Der Einundzwanzigste

Seit 21 Jahren erreichen alljährlich Tausende von Postsendungen die Stadt Schwedt an der Oder. Es sind gemalte, gezeichnete und andere bildkünstlerisch gestaltete Grüße von Kindern aus Dörfern und Städten sozialistischer Bruderländer, die sich mit ihren Arbeiten am internationalen Zeichenwettbewerb „Entlang der Erdölleitung Freundschaft" beteiligen. Gegenwärtig wird die 22. Ausstellung vorbereitet, die im November in Schwedt ihre Pforten öffnet.



Dima Nikolajew, 10 Jahre, UdSSR

Über 500 000 Mädchen und Jungen aus der Sowjetunion, der ČSSR, den Volksrepubliken Polen, Ungarn, Bulgarien und der DDR sind es inzwischen, die dem Wettbewerbsaufruf folgen. Die Kinder in der DDR widmen ihre Bilder in diesem Jahr dem 40. Jahrestag der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik und danken damit allen Werktätigen für ihre fleißige Arbeit zum Wohle unseres Heimatlandes.

Die jungen Maler und Zeichner erzählen mit ihren Kunstwerken aus dem Leben in ihren Heimatländern, von der internationalen Freundschaft der Kinder und der antiimperialistischen Solidarität, von ihrer Schule, ihren Familien, ihren Haustieren, von Festen und Bräuchen und vielem anderen mehr. Gut gestaltete und originelle Arbeiten werden mit Medaillen und Preisen ausgezeichnet. Beim 21. Wettbewerb wurden 225 Medaillen, 300 Diplome, 1300 Urkunden und 300 Farbdiareihen vergeben. FRÖSI zeichnet jährlich die fröhlichsten Bilder mit Sonderpreisen aus.

Lassen wir hier zwei Werke der FRÖSI-Preisträger selbst sprechen.

Fotos: Antje Henke

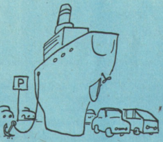






Glück auf!









Zeichnungen: Ulf Richter

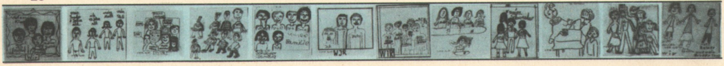
Am Fuße des Erzgebirges, auf einem Höhenrükken zwischen den dicht beieinanderliegenden Städten Lugau und Oelsnitz, ist bei klarer Sicht schon von weitem ein ungewöhnlicher Turm zu sehen. Fünfzig Meter hoch ragt er weit über andere Gebäude hinaus, die sich von allen Seiten an seinen Sockel schmiegen. Seine mit rotem Ziegelmauerwerk ausgefachte Stahlkonstruktion trägt ein pyramidenförmiges Dach, kupfergedeckt und von giftgrüner Patina überzogen. Es ist ein Förderturm. Gebaut wurde er 1922/23 für den Kaiserin-Augusta-Schacht, der damals schon fünfzig Jahre auf dem Buckel hatte und zehn Jahre später zu den modernsten in Europa zählte. Nach dem Krieg wurde dieser Schacht Eigentum des Volkes und in Karl-Liebknecht-Schacht umbenannt. In diesem Schacht brach der Kumpel Adolf Hennecke an einem Herbsttag des Jahres 1948 in einer gut vorbereiteten Hochleistungsschicht fast viermal mehr Kohle, als es in jener Zeit die Tagesnorm vorsah. Damit wurde eine neue Etappe in der Aktivistenbewegung eingeleitet.
Zwanzig Jahre später gingen im Lugau-Oelsnitzer Steinkohlenrevier die abbauwürdigen Flöze zur Neige, mußten alle Gruben nach und nach stillgelegt werden. 1971 kam auch der gesamte Untertagebetrieb des Karl-Liebknecht-Schachtes zum Erliegen. Seine Übertageanlagen aber ließ man stehen. Umfangreiche Bauarbeiten begannen, dauerten zehn Jahre. Alle Gebäude wurden außen einer Verschönerungskur unterzogen. Innen herrschte ein emsiges Treiben. Und dann, im Juli 1986, konnte der Öffentlichkeit ein attraktives und sehenswertes Besichtigungsobjekt übergeben werden, das mit seiner technischen Schauanlage und umfangreichen musealen Ausstellung das größte, schönste und interessanteste seiner Art in unserem Lande ist: das Bergbaumuseum Karl-Liebknecht-Schacht.

Im Bergbaumuseum

300 000 Menschen aus aller Welt haben es inzwischen besucht. Nicht wenige von ihnen sogar schon öfter. Unter ihnen auch ich. Heute hat es mich wieder wie ein Magnet angezogen, werden erneut Erinnerungen an Erlebnisse in mir wach, die zwar schon Jahrzehnte zurückliegen, aber trotzdem in meinem Gedächtnis nicht verblaßt sind. Das kommt daher, weil ich von 1948 bis 1953 zur Belegschaft des Karl-Liebknecht-Schachtes gehörte – als Lehrling, Brigadeleiter, Lehrausbilder und Jugendfunktionär.
Ich schlendere durch die Ausstellungsräume, in denen unzählige Exponate unterschiedlichster Art anschaulich Einblick geben in all das, was Steinkohle, deren Förderung und das Leben der Bergleute anbelangt. Vor einer Vitrine bleibe ich etwas länger stehen. In ihr hängt Henneckes Bergmannsuniform. In dem Glasschrank liegt auch ein Buch. Es trägt den Titel „Rekord unter Tage" und ist eine Erzählung über das Leben und Wirken Adolf Henneckes. Den Autor, der noch andere Bücher geschrieben hat, sehe ich seit mehr als vierzig Jahren jeden Tag im Spiegel, wenn er sich rasiert …
Nach dem Verlassen des letzten Ausstellungsraumes muß der Besucher einen Schutzhelm aufsetzen. Hatte er bisher die Möglichkeit, sich im Alleingang alles anzusehen, geht es nun in Gruppen unter sachkundiger Führung weiter, im Turminneren mit einem Fahrstuhl himmelwärts.
Im oberen Turmteil können die Besucher eine gewaltige, elektrische Turmfördermaschine bewundern. Dann werden sie aufgefordert, wieder in den Fahrstuhl zu steigen. Es folge nun die Grubenbesichtigung! Manche bekommen Angst, werden bleich. Jemand fragt mit zitternder Stimme: „Was denn, wurde der 570 Meter tiefe Schacht nicht verfüllt?"
Langsam und fast geräuschlos gleitet der Fahrstuhl nach unten. Das reinste Kinderspiel, denke ich, und bilde mir ein, von Meter zu Meter jünger zu werden und plötzlich wieder sechzehn zu sein, ein schmächtiges Kerlchen …

Tausend Tropfen Schweiß für den Frieden

Die Republik liegt noch in den Windeln, braucht dringend Kohle. Jede Krume ist goldwert. Sonntag. Sonderschicht. Ich habe mich freiwillig gemeldet. Der Steiger schiebt mich auf einige alte Schachthasen zu. „Nehmt ihn mit, er war noch nie unten!" Die Männer schieben mich vor sich her ins Fördergestell. Ich stelle die bleischwere Grubenlampe zwischen die Beine. Keiner soll merken, wie mir zumute ist, denke ich, lehne mich zurück und stecke lässig die Hände in die Hosentaschen. Das Schutzgitter rasselt herunter. Ein Glockensignal. Da sackt unter mir der Boden weg. Es beginnt zu rumpeln. Die Fahrt wird immer schneller. Ist denn so ein Tempo wieder zu bremsen? Wenn nun das Seil reißt? Ich suche nach einem Halt, finde keinen. In den Ohren beginnt es zu sausen. So tief kann doch kein normales Loch sein. Rasen wir zum Mittelpunkt der Erde …
Plötzlich knicken mir die Beine ein. Der Korb wippt und bleibt stehen. Ich bin taub, schlucke. In den Ohren knallt es. Ich kann wieder hören. Aussteigen! Das Hauptfüllort ist ausbetoniert. Auf vier nebeneinanderliegenden Gleisen stehen lange Kohlenzüge. Durch eine Unterführung. Eine Rampe. Einsteigen in den Mannschaftszug. Der Grubenexpreß setzt sich in Bewegung. Huntekupplungen klirren. Räder kreischen. Der Zug rast auf der ausgemauerten Hauptförderstrecke dahin …
Endstation. Zu Fuß weiter. Die Strecken sind jetzt niedriger, enger und mit Holz



ausgebaut. Abzweigungen. Starke und kalte Luftströme. Einige Kumpel schimpfen, verfluchen das wertlose Geld, die Zudelsuppe, die Stromsperren, das ganze Leben. Wir klettern über ein Förderband, kriechen durch ein Gewirr von Rohren und Kabeln, rutschen über Gesteins- und Kohlehaufen, stolpern über Grubenholzreste. Ich renne mir igendwo den Schädel ein, fluche. Wir gelangen vor Ort. Die Kumpel streifen Jacken und Hemden ab, kramen aus Ecken und Winkeln ihre Werkzeuge hervor. Mir drücken sie eine großflächige, kurzstielige Schaufel in die Hand. Ran an die Arbeit! Ein ohrenbetäubender Lärm setzt ein. Die Preßlufthämmer knattern, die Kohlenrutschenrinnen poltern und schaben. Weiter weg quietschen Förderbandrollen. Die nackten, noch hellen und trockenen Rücken der Häuer wogen vor der schwarzglänzenden Kohlenwand auf und ab. Dicke Staubschwaden verschlucken die Lichtstrahlen ihrer Kopflampen. Ich muß die Kohle, die die Männer von der Wand runterpickern, auf die Rutsche schippen und spüre schon nach einer Viertelstunde, daß sich meine Armmuskeln verkrampfen. „Nicht müde werden! Klotz ran!" ruft mir ein Kumpel zu.

Später rumpelt es über mir. Holz knistert und zerberstet. Lose Geröllmassen prasseln auf mich nieder. Bricht hier ein Vulkan aus? Ein Kumpel merkt, daß ich die Flucht ergreifen will, hält mich zurück, nennt mich einen Hosenscheißer.

Es wird heißer. Die drückende Luft macht mir das Atmen schwer. Von den Körpern der Häuer rinnt der Schweiß. Auch ich schwitze wie nie zuvor in meinem Leben. Die Augen brennen. An den Händen bilden sich Blasen. Der Magen knurrt. Warum vergeht die Zeit nicht schneller? Frühstück! Welch erlösendes Wort! Malzkaffee aus dem Krug. Welch köstliches Getränk! Große Bisse in die Brotschnitten, die mit Scheiben von gekochten Kartoffeln belegt sind. Welch fürstliches Mahl! Weiter ...

Immer öfter fällt mir die Schaufel aus den Händen. Mehrere Blasen sind aufgeplatzt. Die Wunden schmerzen. Mehr noch alle meine Glieder. In mir verlöscht der letzte Hoffnungsfunke, diese Schinderei zu überleben. Ein Kumpel will mich aufmuntern: „Der Mensch gewöhnt sich an alles. Ich wühle schon dreißig Jahre in dieser Grube rum. Das ist doch was! Oder?" Ich denke: Du kannst mir viel erzählen. Ich bin das erste- und letztemal hier unten.

Weitere qualvolle Stunden. Dann endlich Schichtschluß. Wie hab ich ihn herbeigesehnt! Ich wanke wie betrunken hinter den Männern her. Im Zug verlassen mich alle meine Sinne. Erst im Mannschaftsbad zieht langsam wieder Leben in meinen Körper ein. Und als ein Kumpel mir derb auf die Schulter klopft und meint, daß ich mich tapfer geschlagen hätte, recke ich meine Brust stolz geschwellt in den wohltuenden Duscheregen. Mir kommt eine Losung in den Sinn, die ich irgendwo auf einem Transparent gelesen habe: *Lieber tausend Tropfen Schweiß für den Frieden, als einen Tropfen Blut für den Krieg!*

Mein Vater kehrte aus dem Krieg nicht heim. Ich habe ein paar läppische Blasen an den Händen ...

Einmalig in der Welt

Natürlich bin ich später wieder eingefahren, nicht nur auf dem Karl-Liebknecht-Schacht, auch in Wismutschächten.

Der Fahrstuhl hält. Die Besucher verlassen ihn und haben den Eindruck, daß sie jetzt tatsächlich tief unter Tage in einem Füllort stehen. In Wirklichkeit aber befinden sie sich im ehemaligen Mannschaftsbad. In dieses großräumige Gebäude wurden mehretagig und so meisterhaft und naturgetreu Bereiche eines Steinkohlengrubenbetriebes eingebaut und nachgestaltet, daß man ohne Übertreibung sagen kann: Einmalig in der Welt. Auf einer 400 Meter langen Strecke sind fast alle im westsächsischen Steinkohlenbergbau angewandten Arten und Formen des Ausbaus dargestellt, werden dem Besucher Abbau- und Fördermaschinen vorgeführt, kann er sich ein Bild machen, wie schwer und gefahrvoll die Arbeit der Bergleute gewesen ist.

Wir verlassen den Untertagebereich, besichtigen in einer Halle noch eine 1800 PS starke Dampffördermaschine, und damit endet der Besuch im Bergbaumuseum.

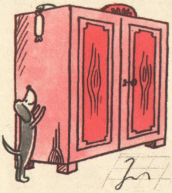
Zurück auf die Straße. Ein letzter Blick auf den Turmkoloß. Glück auf! Ich komme bald wieder.

HORST NEUBERT

Zeichnung: Karl Fischer



Briefe in Sekunden



Was ist Stenografie? Wozu braucht man sie?

Stenografie oder Kurzschrift nennen wir eine Schrift, mit der man Wörter, Sätze und Texte schneller und kürzer aufschreiben kann als mit der gewöhnlichen Schrift, die im ersten Schuljahr gelehrt wird. Wir können sie für persönliche Notizen, Tagebucheintragungen, Briefe an Freunde und Entwürfe für Aufsätze verwenden.

Der „Chef" diktiert seiner Sekretärin Geschäftspost oder Redeentwürfe „ins Stenogramm"; der Berufsstenograf nimmt Reden und Diskussionsbeiträge in Konferenzen auf und überträgt sie auf der Schreibmaschine, damit sie veröffentlicht werden können.

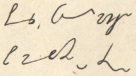
Wie schnell kann man stenografieren, und wie wird die Schreibgeschwindigkeit gemessen?

Die Schreibgeschwindigkeit steigt nach dem Erlernen und Üben der Stenografie auf etwa das Doppelte. Wenn man fleißig lernt und viel trainiert, kann man mit der Stenografie fünf- bis zehnmal schneller als mit der gewöhnlichen Schrift schreiben. Im Deutschen ist es üblich, die Schreibgeschwindigkeit nach Silben je Minute zu berechnen. Mit gewöhnlicher Schrift schafft man in einer Minute etwa 40, höchstens 60 Silben. Mit Stenografie kann man es als gute Sekretärin auf 200 und mehr Silben bringen. Die Spitzenleistungen unserer besten Stenografen liegen bei 500 Silben/Minute.

Wie sieht Stenografie im Vergleich mit der gewöhnlichen Schrift aus?

Die Zeichen neben oder an den Bildern vermitteln einen ersten Steno-Eindruck.

„FRÖSI, Pioniermagazin für Mädchen und Jungen" liest sich in der sogenannten Notizschrift, der einfachsten Stufe unserer Stenografie so:



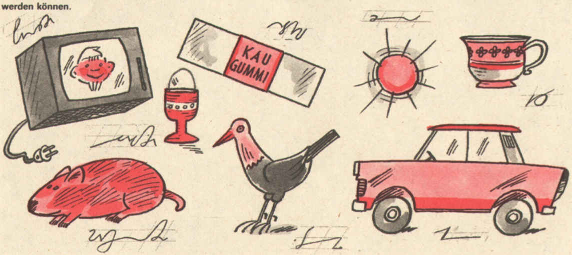


Wo kann man Stenografie erlernen?

Es gibt in einigen Kreisen unserer Republik Schülerkurse für Stenografie, die wie andere Arbeitsgemeinschaften in den Nachmittagsstunden stattfinden. Auch Pionierhäuser oder Schülerakademien kümmern sich darum. Die Volkshochschulen bieten Stenografielehrgänge an. Die Gesellschaft für Stenografie und Maschinenschreiben der DDR (Kreisvorstände) stellt Lehrkräfte und sorgt für Übungsmöglichkeiten.

Dr. H. STÖREL

Zeichnungen: Horst Schrade



Münchhausen-Mogeleien?

Bestimmt kennt ihr Leute, die erzählen die unglaublichsten Sachen.
Oft weiß man nicht genau: Stimmt es nun oder ist es „Spinne"? Berühmt für seine erfundenen Geschichten war ja Baron Münchhausen, der wirklich gelebt hat – von 1720 bis 1797. Sein korrekter Name: Karl Friedrich Hieronymus Freiherr von Münchhausen.
Prüft einmal seine heutigen Geschichten. Was sieht Münchhausen ähnlich – oder ist es doch wahr?

Konnte die berühmte Gräfin Cosel mit ihrem August dem Starken schon ein „Schälchen Heißen" aus dem berühmten Böttger-Porzellan trinken?

Ja. Das erste europäische Porzellan wurde 1709 von Böttger erfunden.



Konnte sich der berühmte Erfinder der Buchdruckkunst Gutenberg abends – nach getaner Arbeit – schon gemütlich am Kachelofen wärmen?

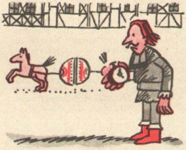
Ja. Der Kachelofen wurde gegen 1200 erfunden.





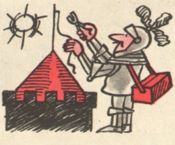
Konnte Napoleon im schrecklichen Kriegs- und Rückzugswinter in den Weiten Rußlands schon heißen Tee aus der Thermosflasche trinken?

Nein. Die Thermosflasche wurde erst 1811 von A. F. Weinhold erfunden.



Konnte Otto von Guericke seine berühmten Versuche mit dem Luftdruck schon exakt nach Sekunden messen?

Nein. Otto von Guericke lebte von 1602–1686. Uhren mit Sekundenzeigern gibt es erst seit 1730.

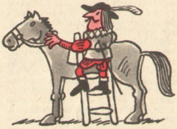


Konnten sich die Raubritter auf ihren geschützten Burgen schon Blitzableiter als Brandschutz auf ihre Turmspitzen montieren? Metall war ja schon längst bekannt.

Nein. Der Blitzableiter wurde erst 1750 erfunden.

Hatten die spanischen Eroberer, die mit ihrem Entdecker – Gold- und Silberschiffen – nach Amerika fuhren, schon Pferde mit Sattel und Steigbügel? Gab es sie schon im 15. Jahrhundert?

Ja – seit ungefähr 900.



Bekanntlich war Peter I. Zar und Zimmermann. In den Niederlanden studierte er den Schiffbau in allen Einzelheiten. Konnte er dabei die Exaktheit der Arbeit der Zimmerleute schon mit der Wasserwaage kontrollieren?

Ja, denn die Wasserwaage ist schon seit 500 u. Z. bekannt.



He, Koch, bring Er mir Bratkartoffeln, braun und warm, aber schnell. Eile Er... Könnte das Münchhausen gesagt haben?

Möglich, denn die Kartoffeln kamen gegen 1600 nach Europa.



Text: DIETER WILKENDORF
Zeichnungen: Horst Schrade

MESSEZEIT

Das Motto lautete traditionell: „Für weltoffenen Handel und technischen Fortschritt". Die Ausstellungsfläche in den Messehäusern der Innenstadt und auf dem Messegelände zusammen betrug 350 000 m². Rund 9000 Aussteller sowie etwa eine halbe Million Besucher aus insgesamt 113 Ländern kamen zur Frühjahrsmesse 1989 nach Leipzig. Weil ich wenig Zeit hatte, besuchte ich nur einen recht wichtigen und interessanten Ausstellungskomplex für FRÖSI: die Landtechnik.

Geräte, Maschinen und Anlagen zur modernen Pflanzen- und Tierproduktion bestimmen das Produktionsprofil des VEB Kombinat FORTSCHRITT Landmaschinen. Insgesamt 1000 Erzeugnisse kommen aus den Betrieben dieses Kombinats. Rund 100 Exponate waren auf der Frühjahrsmesse zu sehen, wovon 27 Neu- und Weiterentwicklungen waren. Drei Maschinen suchte ich für euch aus: die erste bringt Saatgut in den Boden, die zweite erntet Getreide und die dritte Kartoffeln.

Will der Bauer etwas ernten, muß er natürlich zuvor säen. Das geht, wie ihr euch leicht vorstellen könnt, logischerweise nicht mehr per Hand bei den heutzutage vorherrschenden großen Feldern. Vielmehr übernehmen das moderne Maschinen. Sie verfügen zunehmend über mikroelektronische Baugruppen, wie die Drillmaschine A 215. Ein wesentlicher Vorteil der A 215 ist ihre spezielle Bauweise. Dadurch sind je nach Bedarf bzw. Einsatzzweck verschiedene Arbeitsweisen möglich. Doch das ist nur ein Plus. So ermöglicht ein Schieber, die Saatgutmengen genau zu dosieren. Auch die Abstände, mit denen das Saatgut in den Boden gegeben wird, lassen sich exakt einhalten. Dank Mikroelektronik kann man kontrollieren, wieviel Saatgut sich im Vorratsbehälter befindet und ermitteln, wie hoch die Hektarleistung ist.

Ein tolles Gefühl ist es auch, sage ich euch, oben in der Vollsichtkabine des Mähdreschers E 524 zu sitzen. Die Kabine läßt sich belüften, heizen und klimatisieren. Natürlich fiel mein Blick gleich auf den Bordcomputer. Er überwacht alle wichtigen Funktionsbaugruppen, wie den Motor und die Dreschtrommel, und er mißt die Erntefläche und die Erntezeit. Vor allem hilft der Mikrorechner, die Ernteverluste zu senken. Insgesamt 12 Neuentwicklungen stecken in den Hauptbaugruppen dieses Mähdreschers. Ernten können die Bauern mit ihm Getreide, Körnermais und Sonderkulturen wie Gewürzpflanzen.

Ein Knüller ist aber ebenso der E 686 electronic. Mit Hilfe von Röntgenstrahlen und einer speziellen Vorrichtung werden direkt auf der Kartoffelkombine Beimengungen, wie Steine, Erdklumpen usw. mit fast hundertprozentiger Garantie entfernt. Ein wesentlicher Vorteil ist der, daß nunmehr keine Arbeitskräfte wie bisher nötig sind, um bei Wind und Wetter auf der Maschine diese Verlesearbeiten durchzuführen. Außerdem besitzt dieser moderne Kartoffelernter eine automatische Fallhöhenanpassung. Darüber freuen sich die Knollen natürlich sehr; denn durch diese Baugruppe, die mittels Ultraschalltechnik funktioniert, fallen sie aus einer konstant niedrigen Höhe auf das nebenherfahrende Transportfahrzeug. Weniger Beschädigungen sind die Folge. Und mit den Knollen freuen wir uns darüber – oder?

Euer Messemännchen

Text: Andreas Müller
Foto: Ralph Judisch

Aus der Messegeschichte

1165: Leipzig erhält das Stadt- und Marktrecht; zwei- bis dreimal im Jahr finden nun Warenmessen statt.
1497: Zunehmend werden in Leipzig auch Waren aus nichteuropäischen Ländern angeboten.
1894: Die Leipziger Messe heißt von jetzt ab „Mustermesse".
1917: Das Zeichen MM symbolisiert erstmalig die Leipziger Mustermesse.
1920: Die Technische Messe wird gegründet.
1945: Nach dem zweiten Weltkrieg sind 80 Prozent der Messeanlagen zerstört.
1950: Im März findet die erste Leipziger Messe nach der Gründung der DDR statt.
1974: Zum ersten Mal zählt man in Leipzig Besucher aus insgesamt 100 Ländern.
1983: Die Mikroelektronik steht als erste Schlüsseltechnologie im Mittelpunkt einer Leipziger Mustermesse.
1987: Eine neue Gliederung konzentriert die Angebote in Branchenkomplexen.



BOUTIQUE







Natur-Bilder

Wer von euch im Herbst auf Entdeckungsreise durch Wald und Wiesen geht, sollte einen kleinen Behälter oder Beutel mitnehmen. Aus dem bunten abgeworfenen Laub kann ein schöner „Dauerstrauß", ein originelles Bildmotiv entstehen. Die kleinen Natur-Bilder könnt ihr nach eigenen Ideen gestalten und euer Zimmer damit schmücken oder sie als Geschenk – als Glückwunschkarte, Lesezeichen oder Kalender – verwenden.

So wird es gemacht: Das Naturmaterial wird mit Hilfe einer Pflanzenpresse getrocknet. Dafür braucht ihr Pappe, feste Schnur, saugfähiges Zeitungspapier. Legt das Sammelgut zwischen das Papier, darauf die Pappen und bindet die Presse zusammen. Nach zwei Tagen sollte das Papier erneuert werden. Nach einer Woche könnt ihr dann mit der Bastelei beginnen.

Ihr benötigt dafür Zeichenkarton, farbiges Papier, Klebstoff. Mit einer kleinen Ideenskizze oder durch vorsichtiges Verschieben der gepreßten Pflanzen stellt ihr eure Bilder zusammen, tupft ein wenig Klebstoff auf und klebt sie auf der Unterlage fest. Auf diese Weise könnt ihr einen Wandschmuck oder für eure Eltern und Freunde ein Geschenk anfertigen. Viel Freude dabei!

Text: Regina Krenzke
Fotos: Hans-Joachim Krenzke
Zeichnung: Heide Hoeth








Der Schreiber des Pharao

TEIL VIII
Nach einem Roman von Géza Hegedüs
Text: Tibor Cs. Horváth
Zeichnungen: Ernö Zorad











Zu den wichtigsten Berufsgruppen in der ägyptischen Gesellschaft gehörten die Handwerker. Sie arbeiteten jedoch nicht in eigenen Werkstätten, sondern waren zu größeren Gruppen zusammengefaßt, die zu einem Auftraggeber gehörten. Mit der Vergabe der Arbeit an die einzelnen Gewerke wurde auch gleich das notwendige Material geliefert. Das waren Leder, Gold, Holz, Bronze oder Silber, aber auch Schmucksteine oder Kalkstein. Die Arbeiten wurden in den Werkstätten des Auftraggebers verrichtet. Aus der Art der Bezeichnung konnte man entnehmen, für wen die Handwerker arbeiteten. Die Arbeiten wurden mit Naturalien bezahlt.







Fortsetzung folgt



Großes Pow Wow in Pine Ridge

Die Lakota-Sioux-Indianer feiern ihr großes Pow Wow. Es findet einmal im Jahr statt und dauert drei Tage und drei Nächte. Für dieses Volksfest machen sich alle besonders schön. Die Frauen lassen sich in ihren selbstgenähten, farbenfrohen, mit kleinen Glasperlen bestickten Kleidern bewundern. Ihre mit bunten Glasperlen reichverzierte Kleidung würde in exquisiten Boutiquen amerikanischer Großstädte Tausende Dollar kosten.

Die Festkostüme der Männer beeindrucken durch ihren Federschmuck. Sie tragen Adlerfedern auf dem Kopf und Rücken. Ihre Leggings, die Beinkleider – wir sagen Gamaschen – bestehen aus Hirsch- oder Elchleder (Foto 1). Der Brustschmuck des kleinen Indianerjungen wurde aus Stachelschweinstacheln hergestellt (Foto 2).

Auf einem Pow Wow ist viel Altes und viel Neues zu sehen. Die Federrosetten auf dem Rücken der Tänzer sind zum Beispiel der moderne Ersatz für die früheren prächtigen Adlerfederschleppen. Solche Schleppen trugen die mächtigsten und angesehensten Männer des Stammes zu besonderen Anlässen, nicht etwa zur Jagd. Heutzutage haben die wichtigsten Männer des Stammes Hauben aus Adlerfedern.

Ein Pow Wow ist mehr als ein Volksfest mit Tanzwettbewerben, an dem schon die Jüngsten des Stammes teilnehmen (Foto 3). Es ist hauptsächlich ein Fest der Begegnungen mit Familienmitgliedern und Freunden. Zum Pow Wow gehören das gemeinsame Schweigen ebenso wie das Beraten von Stammesangelegenheiten. Während des Pow Wows pflegen die Lakota-Sioux auch ihre uralten religiösen Kulte, beten zur Sonne, die nach ihrem Glauben allen Dingen auf der Erde das Leben gibt. Nach einer alten Lakotasage wächst und gedeiht nichts ohne den Willen und Segen der Sonne. Mensch und Tier wären von Hunger geplagt, gäbe ihnen die Sonne nicht Wärme und Licht, würde sie die „Mutter Erde" nicht am Leben erhalten. Bei diesen religiösen Zeremonien bleiben die Lakota-Sioux unter sich. Deshalb existieren von ihrem Sonnentanz, dem allerheiligsten von insgesamt sieben Kulturen, weder Fotos noch Filmaufnahmen.

Sie feiern ihr Pow Wow, wenn die Sonne über dem nordamerikanischen Kontinent am höchsten steht. Sobald jedoch nach drei Tagen und drei Nächten die Trommeln verstummen, zieht in die Reservation Pine Ridge im USA-Bundesstaat Süddakota sofort wieder der Alltag ein. Ein tristes Dasein. Pine Ridge ist ein Ödlandgebiet, das den Lakota-Sioux vor über einhundert Jahren als „Heimatland" zugewiesen wurde. Auf dem fruchtbaren Indianerland ließen sich die Einwanderer aus Europa nieder, gründeten Farmen und Städte, eigneten sich die Bodenschätze



1



2

an, wurden auf Kosten der ersten Einwohner Nordamerikas reich und viele von ihnen auch mächtig. Sie plünderten schamlos die reichen Jagdgründe der Indianer, vor allem die Prärie, die riesige nordamerikanische Steppe (Foto 4). In ganz kurzer Zeit reduzierten sie die Büffel auf wenige hundert. Siebzig Millionen waren es einst. Mit dem Sterben der Büffel, die den Lakota-Sioux Nahrung, Leder für ihre Kleidung und Zelte, Knochen und Sehnen für ihre Jagdwaffen lieferten, waren auch die Grundlagen für die ursprünglichen indianischen Lebensbedingungen unwiederbringlich vernichtet worden. Ihnen wurde alles verboten: das Jagen, das Fischen, das Sprechen ihrer Sprache, ihre Musik, das Tanzen, ihre Religion. In den Schulen durften Lehrer die kleinen Indianerkinder schlagen, verständigten sie sich untereinander in ihrer Stammessprache, trugen sie ihren Perlenschmuck, ließen sie sich die Haare lang wachsen. Nach indianischem Glauben liegt in langen Haaren eine ganz besondere Kraft.

Seit der Verabschiedung des „Amerikanisch-Indianischen Religionsgesetzes" im Jahre 1978 durch den Kongreß, dem obersten gesetzgebenden Gremium der Vereinigten Staaten, ist es den Indianern aller dreihundert Stämme, also auch den Lakota-Sioux, erst wieder möglich, in Ruhe all ihre Feste zu feiern, sich offen zu ihrer Herkunft zu bekennen. An ihrem täglichen Leben änderte das Gesetz allerdings nichts. Trotz ihrer energischen Forderungen nach gesellschaftlicher Gleichstellung in jeder Beziehung, existiert bis heute in Pine Ridge keinerlei Industrie, gibt es keine einzige Viehfarm oder gar einen größeren Landwirtschaftsbetrieb. Nicht eine Handwerkergenossenschaft wurde aufgebaut. Pine Ridge gilt als die allerärmste der 266 Indianerreservationen der USA. Dort haben 80 von 100 Lakota-Sioux keinen Arbeitsplatz. Die Säuglingssterblichkeit ist dreimal höher als in allen anderen Bundesstaaten. Die Selbstmordrate unter den Jugendlichen ist so hoch wie in keinem anderen Teil des Landes, und die Gefährdung der Kinder durch Alkohol und andere Drogen läßt sich nicht beschreiben. Ein Arzt, der in Pine Ridge gearbeitet hat, schrieb über seine Erlebnisse: „Sie gehen in der Reservation zugrunde am immerwährenden Eingeschlossensein und an der ständigen Bevormundung durch fremde Behörden."

Der Supermarkt, eine große Tankstelle, ein mittlerer Eisladen – mehr Einkaufsmöglichkeiten gibt es in Pine Ridge nicht – sind in den Händen von Geschäftsleuten, die nicht zum Stamm gehören. Auch deshalb ist das Pow Wow ein so wichtiges Fest für die Lakota-Sioux. Dann können sie entscheiden, wer zu Gast sein darf und wer nicht. Wer teilnimmt, dessen sind sie gewiß, denkt in einem wesentlichen Punkt jedenfalls genauso wie sie: Lakota heißt, die Wahl zu treffen. Im übertragenen Sinne bedeutet es: Wären alle Menschen Lakota, würden sie alle miteinander in Frieden leben, denn die Lakota reichen sich die Hände, und da hätte keiner mehr eine Hand frei, sie gegen einen anderen zu erheben.



3

KARIN KRÜGER

Fotos: Kirsten Jensen



4

Das große Moor

Das größte Moor unseres Landes, im Norden der DDR, im Bezirk Neubrandenburg gelegen, ist die Friedländer Große Wiese. Noch vor 40 Jahren war das ganze Gebiet zwischen Friedland, Ferdinandshof und dem Galenbecker See, von dem ihr ja schon im Heft 3 gelesen habt, ein riesiger Sumpf, in den man nur in Gummistiefeln hinein konnte – und das auch nur unter Schwierigkeiten. Straßen gab es nicht. Ein Scherzwort von damals sagte: „Die Kinder in den Moordörfern werden schon mit Gummistiefeln geboren."

Birkhühner und Uferschnepfen, Brachvögel und Kiebitze fühlten sich hier besonders wohl. Doch für die landwirtschaftliche Produktion, für die Versorgung der Ortschaften mit Nahrungsmitteln im Nordosten unserer Republik, war das Moor in diesem Zustand wenig nutzbar. Dann übernahm 1958 die Freie Deutsche Jugend die Urbarmachung des Moores als Jugendobjekt. Jugendbrigaden nahmen die Melioration der Friedländer Großen Wiese in Angriff.

Am 10. August 1958 erfolgte der erste Spatenstich. Viele Jugendliche aus der ganzen Republik kamen damals in die Wiese. Nach fast fünf Jahren hatten über 6000 Jugendfreunde der FDJ das Niederungsmoor bezwungen. Welche Schwierigkeiten dabei überwunden wurden, erfahrt ihr in dem Buch „Egon und das achte Weltwunder" von Joachim Wohlgemuth.

Viele Probleme haben die Jugendlichen damals gelöst: Straßen und Wirtschaftswege entstanden, Staue und Gräben wurden ausgeschachtet, Windschutzstreifen gepflanzt, Gebüsch gerodet, Neuland kultiviert. Allein an Gräben wurden 697 km gezogen. 25000 ha Moor wurden in jenen Jahren urbar gemacht!

Heute ist die Friedländer Große Wiese ein fruchtbares, ertragreiches Gebiet, in dem Futter für über 40 000 Rinder produziert wird. In den großen Anlagen der Tierproduktion, z. B. bei Ferdinandshof, stellen die Genossenschaftsbauern jährlich 14500 t Fleisch, 7100 t Milch für die Versorgung der Bevölkerung bereit.





Doch die Bewirtschaftung und Beherrschung des Moores stellt immer wieder neue Probleme. In den siebziger Jahren zeigte sich, daß das vorhandene Wasser für eine ordnungsgemäße Bewirtschaftung der landwirtschaftlichen Nutzflächen nicht ausreichte. So wurde 1984 ein neues großes Projekt in Angriff genommen: der Bau des Peene-Süd-Kanals, mit dem Wasser aus dem Fluß Peene zur Bewässerung in die Friedländer Große Wiese geleitet wird. 1987 wurde dieses Projekt fertiggestellt. Außerdem pflanzte man viele Kilometer Windschutzstreifen zur Verhinderung der Bodenerosion.

Neben der intensiven Landwirtschaft pflegt das große Moor viele Naturschätze. Wiesenflächen, reich an Orchideen und anderen Blumen, wie sie ehemals in der Friedländer Großen Wiese vorherrschend waren, sind in das Naturschutzgebiet „Galenbecker See" einbezogen worden und werden auch mit Hilfe der Landwirtschaftsbetriebe heute noch so genutzt wie vor 50 Jahren, damit die Blütenpracht erhalten bleibt. In der Nähe von Ferdinandshof und Mariaweerth sind Flächennaturdenkmäler ausgewiesen, die eine artenreiche Flora und Fauna mit einigen seltenen Arten erhalten sollen bzw. Reste der ehemals extensiv genutzten Landschaft als ein Stück Kulturgeschichte dieser Gegend bewahren.

Text und Fotos: ERICH HOYER

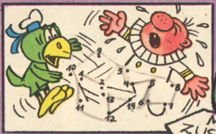




FRÖSI-SPASS

Ottos Gesichtsausdruck nach zu urteilen, denkt er überhaupt nicht daran. Und außerdem gibt er seinem Freund Alwin die passende Antwort. Aber welche? Überlegt eine lustige, komische, originelle oder spaßige Antwort, schreibt diese auf eine Postkarte und schickt sie an Redaktion FRÖSI, Kennwort: Schere, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Einsendeschluß ist der 20. Oktober 1989.



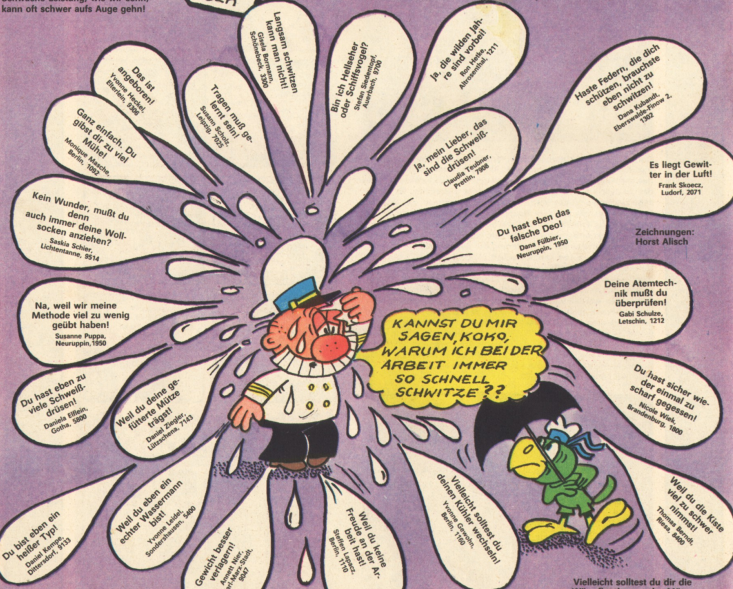


FRÖSI-SPASS

MIT ZUSATZ-ULK

Ausgewählte Antworten zum FRÖSI-Spaß im Heft 4/1989

Schwache Leistung, wie wir sehn, kann oft schwer aufs Auge gehn!

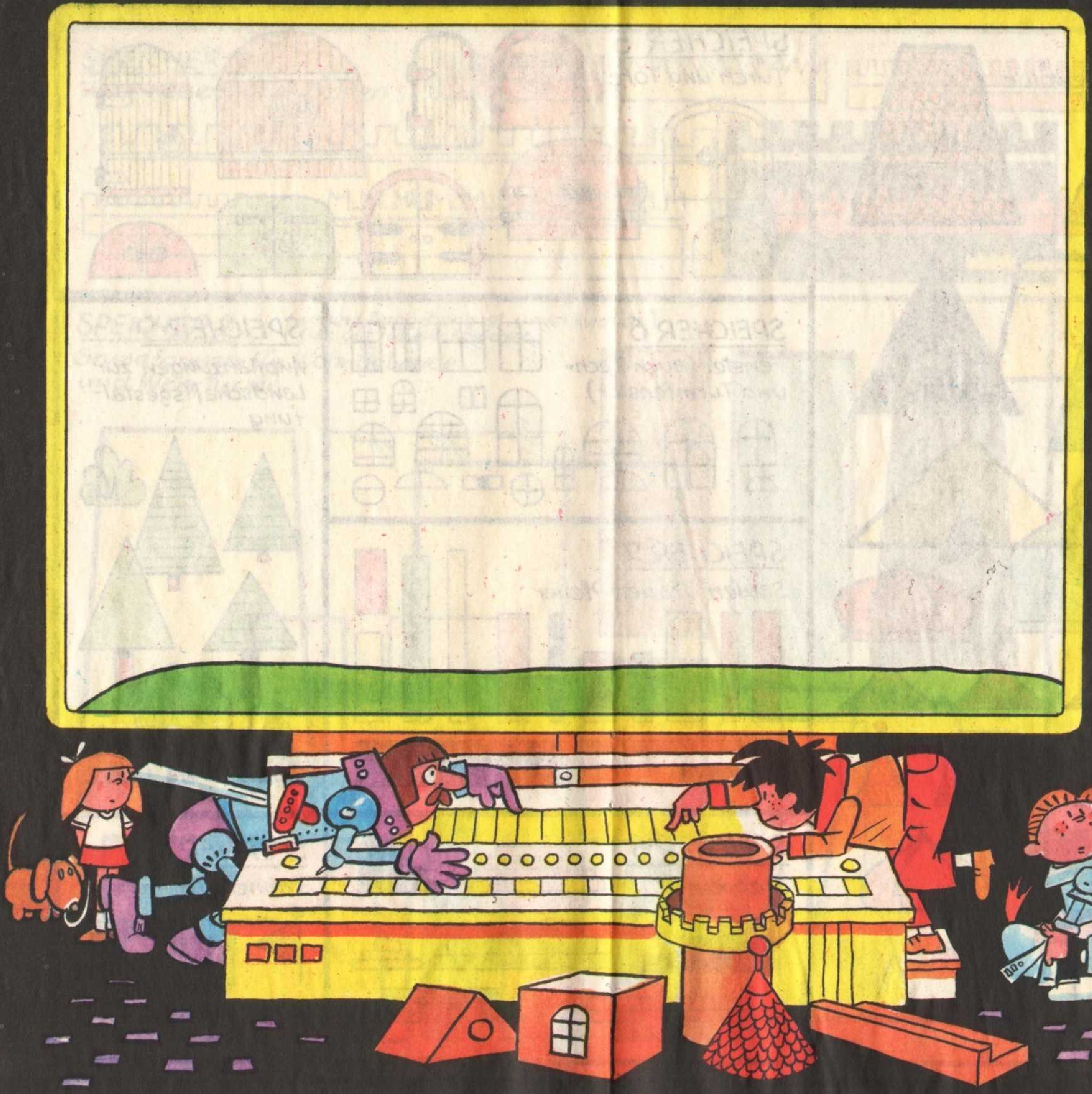


Zeichnungen: Horst Alisch

Du solltest öfter arbeiten, dann gewöhnst du dich daran!
Anja Richter, Eisenhüttenstadt, 1220

Vielleicht solltest du dir die Wärmflasche aus der Mütze nehmen!
Thomas Müller, Rostock 21, 2520

„Frösi" – Pioniermagazin für Mädchen und Jungen der DDR. Herausgeber: Zentralrat der Freien Deutschen Jugend. Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, mit dem Orden Banner der Arbeit Stufe I, mit der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Aenne Riesenberg, Lotti Simon, Annette Schlegel, Heike Westphal, Annerose Zehmisch. – Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionsbeirat: Horst Alisch, Klaus Barthel, Jochen Dietzmann, Günter Dorst, Dipl.-Ing.-Ök. Harald Drasdo, Sibylle Durian, Ing.-Ök. Heinz Görner, Gerhard Kirner, Richard Hambach, Dr. Klaus Herde, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dr. Peter Lobitz, Prof. Dr. Christine Lost, Margit Mahlke, Hansgeorg Meyer, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Barbara Pieplow, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Klaus Rebelsky, Liesl Richter, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Käte Niederkirchner, Dr. Gisela Wessely, Oberstudienrat Dieter Wilkendorf.
– Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, Mauerstraße 39/40, Berlin, 1080. Postanschrift: „Frösi", PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, Julian-Grimau-Allee, Dresden, 8010. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion. Redaktionsschluß: Mai 1989



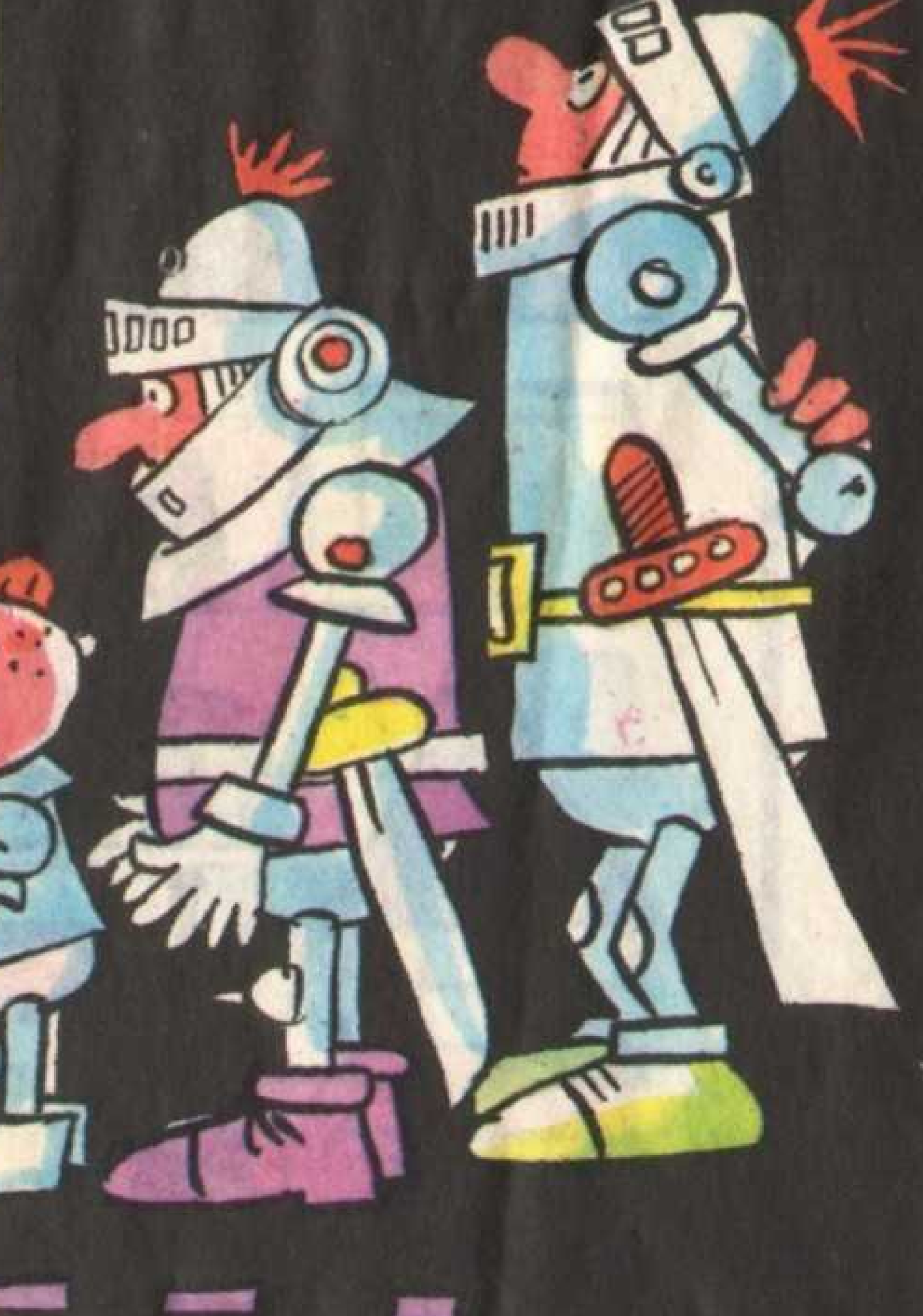
CAD-CAM

mit Tütes Papiercomputer

Wie ihr wißt, kann ein Architekt heutzutage Bauten mit dem Computer entwerfen. Alle Bauteile dazu stecken vorgezeichnet in Computerspeichern, können eins fix drei per Knopfdruck abgerufen und auf dem Bildschirm an gewünschter Stelle eingefügt werden. Der Architekt mixt, probiert und kombiniert. Der Computer zaubert das Ergebnis auf den Bildschirm und druckt es gleich ab. Mit dem CAM-Programm liefert er sogar die Stückliste für die benötigten Baumaterialien.

Unser Tüte hat schon versucht, euch die Funktionsweise dieser Vorgänge an einem Papiercomputer zu veranschaulichen. Erinnert euch. Ihr konntet damit ein Haus und ein Schiff bauen. Heute kommt nun Tütes dritter Streich. Und weil unser Dicker seit dem „Ritter Ladislaus" aus dem Papp-Panoptikum für alte Burgen schwärmt, soll heute hier eine gebaut werden. Eine zünftige Phantasie-Burg. Für Tüte. Er wird euch gleich erklären, wie das passiert. FRÖSI wünscht euch viel Spaß!

Idee, Text und Zeichnungen:
Richard Hambach



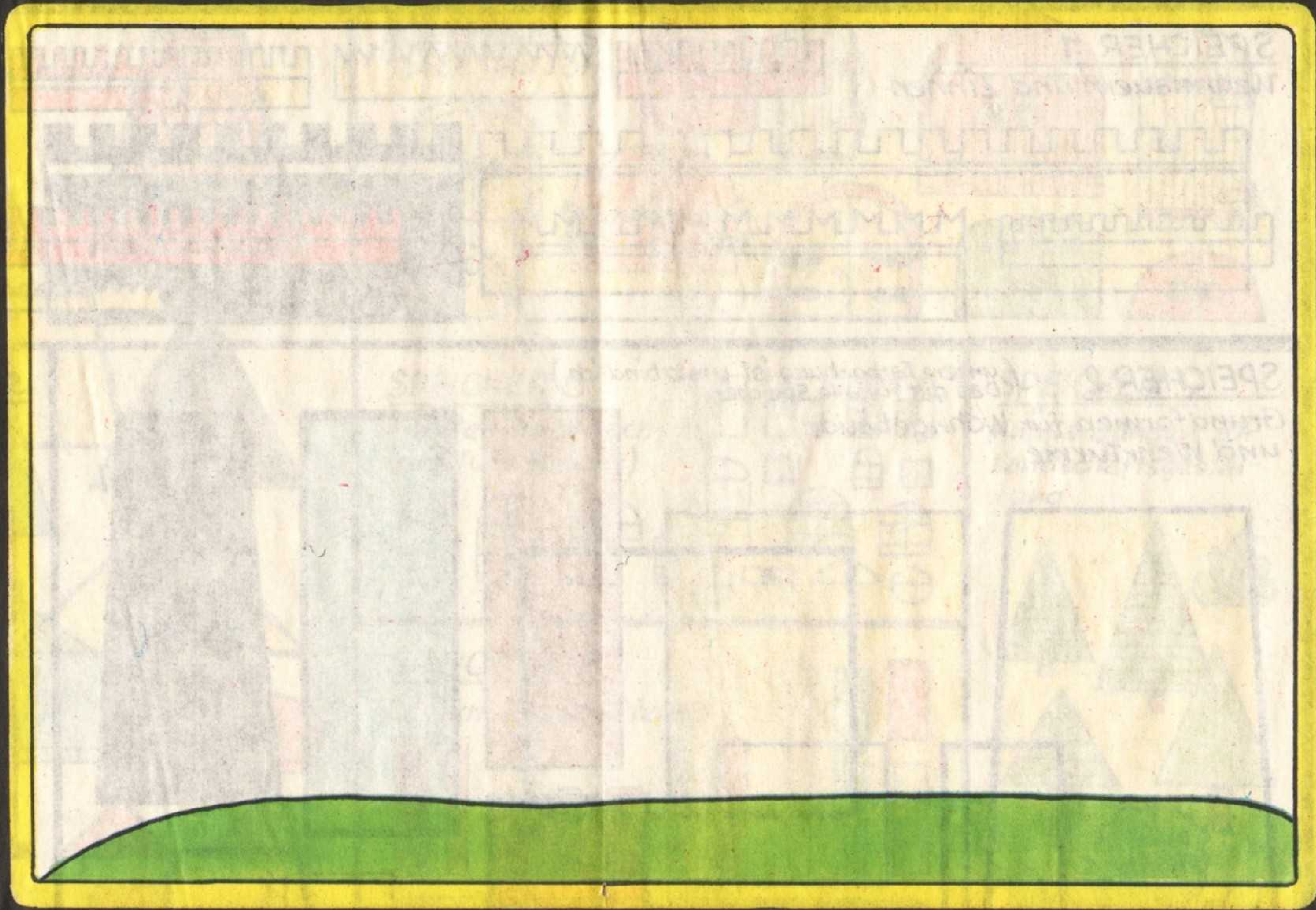


TESTPROJEKT
„BURG TÜTENSTEIN"

Halli, hallo, hier kommt Tüte mit dem dritten FRÖSI-Computerspiel! Ihr wißt schon, was diesmal hingezaubert wird: Auf ausdrücklichen FRÖSI-Leserwunsch eine Burg. Eure Burg! Die Burg „Tütenstein". Packt an, Leute. Baut mir eine.

Legt zuerst den Speicher 1 unter einen der Bildschirme. Sucht euch eine Wehrmauer aus. Schiebt sie auf den Berg und zeichnet sie auf dem Bildschirm nach. Zeichnet zunächst alles nur mit dem Bleistift, damit ihr später sich überschneidende Linien wegradieren könnt. Baut dann weiter mit den Grundformen vom Speicher 2. Ergänzt sie mit Anbauten, Dächern, Türen und so weiter und so fort.

Setzt immer (wie der Computer) das, was ihr braucht, hinzu. Lustig soll die Burg werden, auch ulkig, wenn ihr wollt. Eben eine echte, dufte Tüte-Burg. Zieht zum Schluß eure Striche mit schwarzer Tinte oder Filzstift nach. Malt alles bunt. Und wenn's Spaß gemacht hat, baut auf den zweiten Bildschirm gleich noch eine Burg, vielleicht eine noch viel schönere, mit Rittern. Weil jeder weiß, wie eine Burg gebaut wird, zeige ich euch meine erst im Heft 12/1989.

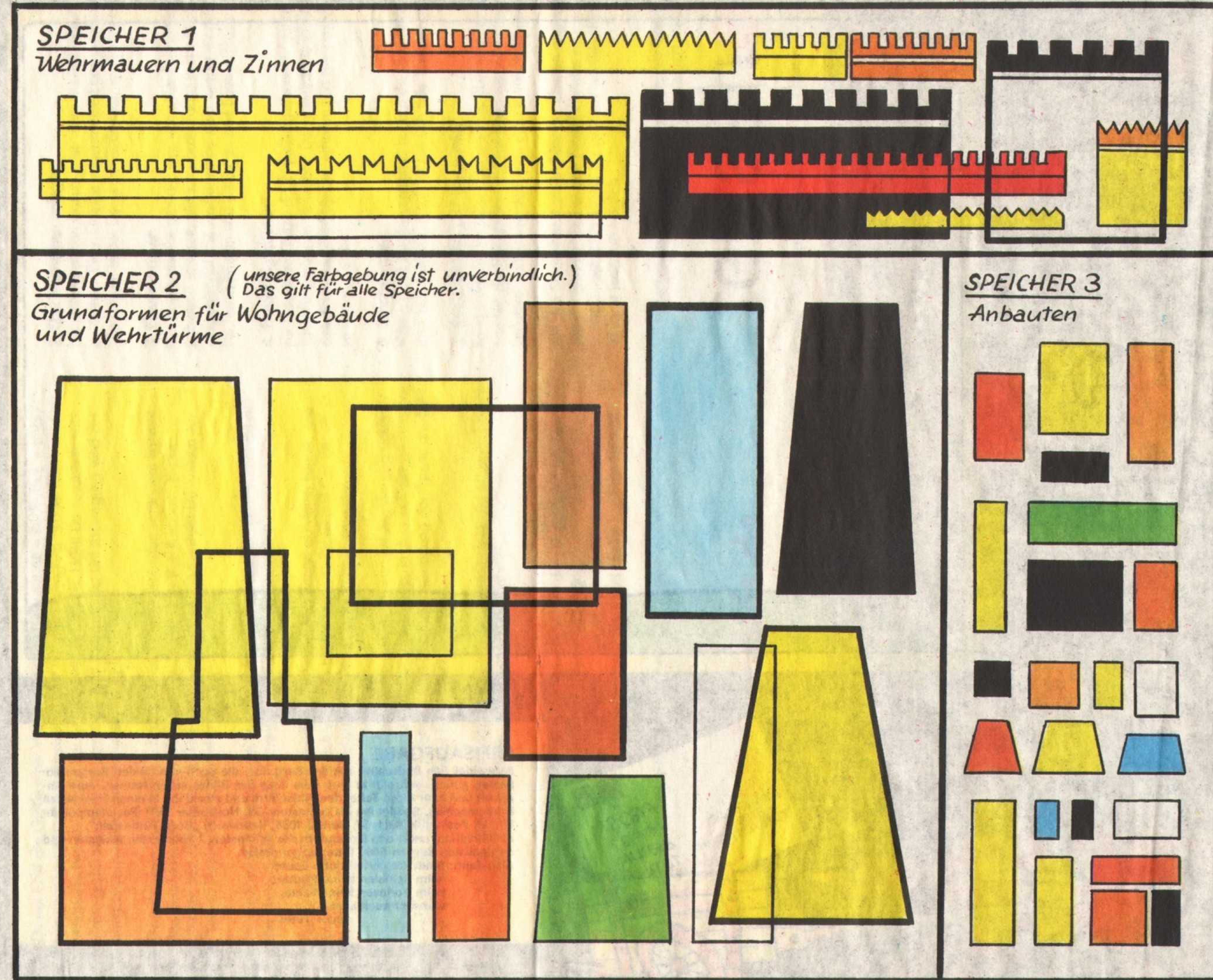


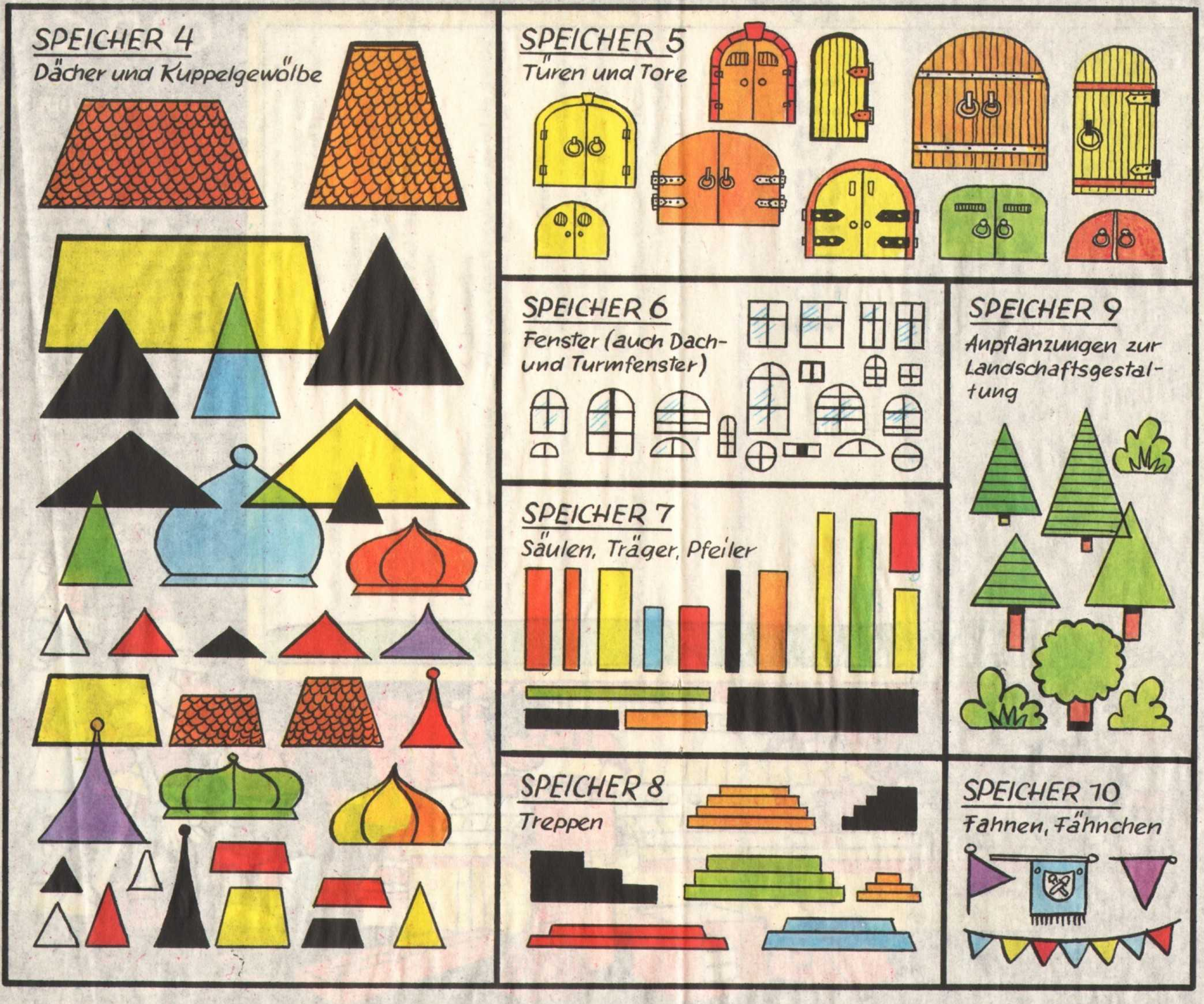


PREISAUFGABE

Schneidet den Bildschirm mit der Burg aus, die euch von beiden Burgen am besten gefällt. Schreibt in eine freie Ecke des Bildes euren Namen, eure Anschrift und euer Alter. Faltet den Bildschirm und steckt ihn in einen frankierten Briefumschlag. Sendet ihn bis spätestens 30. November 1989 (Poststempel) an FRÖSI, Postschließfach 37, Berlin, 1056, Kennwort: „Burg Tütenstein".
FRÖSI verlost unter den Einsendern der schönsten, fröhlichsten, ulkigsten und originellsten Burgen 5000 Ritterburgenpreise.
Also dann: Beim Entwerfen dufte Bauten,
beim Bemalen keine Flauten,
beim Verlosen keine Niete,
wünscht euch allen
euer Tüte!

Danke für die Burgenwunschpost-Vorschläge sage ich besonders Jana Simchen, Sebastian Schinner, Christian Neuerer, Andreas Schulk, Nicole Missal, Steve Müller, Heiko Bergmann, Bärbel Gebhardt, Doreen aus Heinersgrün und allen 6792 Lesern, die mir auch noch andere Anregungen gaben – vom Auto bis zur Rumpelmühle.


SPEICHER 1
Wehrmauern und Zinnen
SPEICHER 2
(unsere Farbgebung ist unverbindlich.)
Das gilt für alle Speicher.
Grundformen für Wohngebäude
und Wehrtürme
SPEICHER 3
Anbauten


SPEICHER 4
Dächer und Kuppelgewölbe
SPEICHER 5
Türen und Tore
SPEICHER 6
Fenster (auch Dach- und Turmfenster)
SPEICHER 9
Anpflanzungen zur Landschaftsgestaltung
SPEICHER 7
Säulen, Träger, Pfeiler
SPEICHER 8
Treppen
SPEICHER 10
Fahnen, Fähnchen

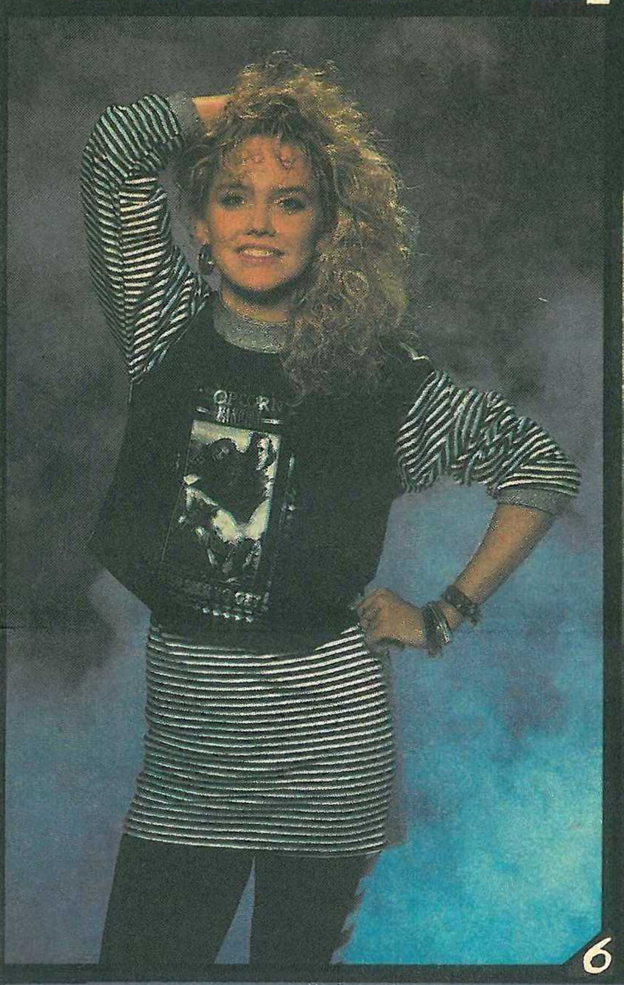
























MEIN STUNDENPLAN!

Zeit	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
7.30	Geschichte	Rechtschreiben	Frei	Musik	Rechtschreiben	Biologie
8.15	Mathe	Biologie	Russisch	Physik	Mathe	Physik
9.10	Ausdruck	Mathe	Geographie	Russisch	Literatur	Mathe
10.15	Physik	Mathe	Sport	Mathe	Russisch	Russisch
12.05	Werken	Sport	Literatur	Zeichnen	Sport	
13.15	Werken	Russisch	Geschichte	Ausdruck	Geographie	
14.30						

Fotos:
Wadim Gratschow
Günter Gueffroy,
Bernd Lammel

FRÖSI SERVICE

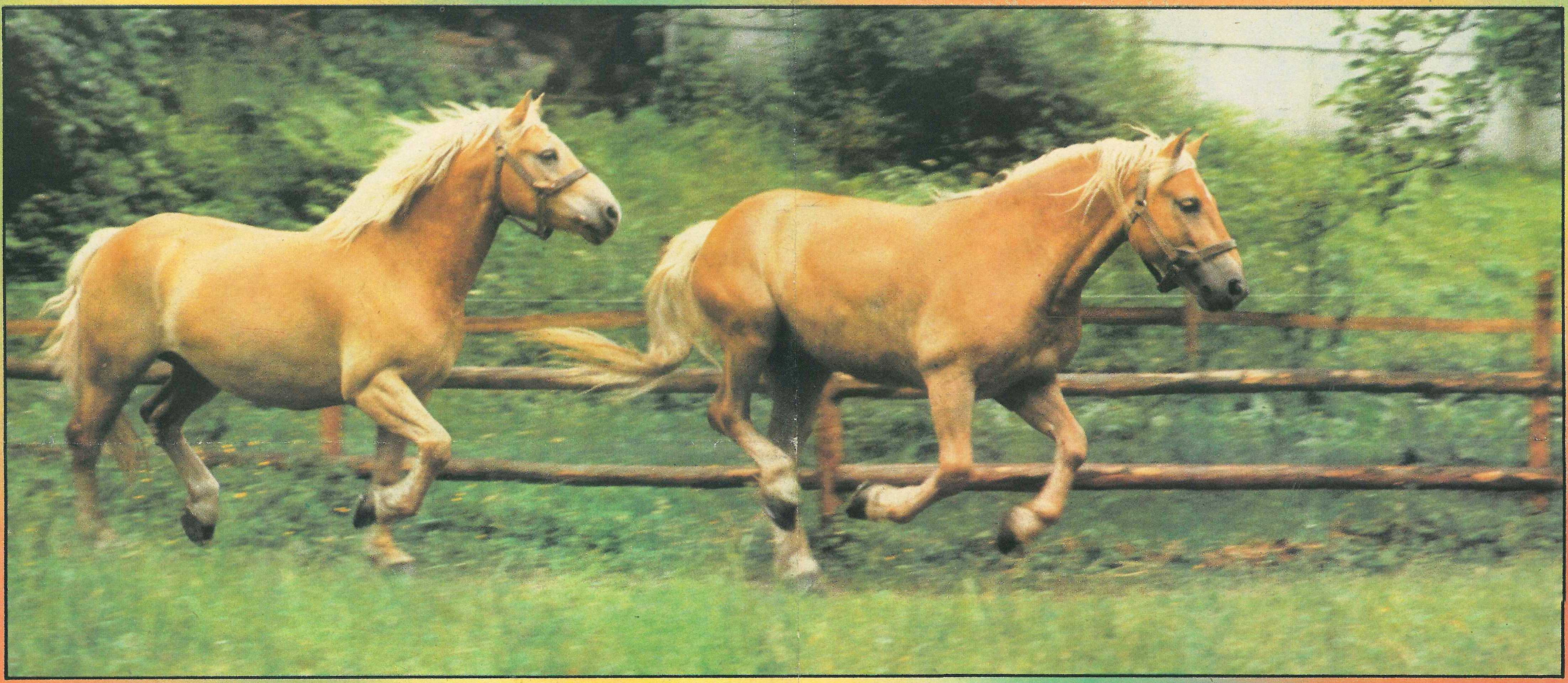
Grafik:
J. M. S.

PROMINENTE und TALENTE

Immer „Fröhlich sein und singen" im neuen Schuljahr wünscht euch mit diesem Stundenplan-Gruß das Seifenkätzchen aus dem KONSUM-Seifenwerk Riesa.

1 Gruppe KARUSSELL
2 Ines Paulke
3 IC
4 Olaf Berger
5 Kerstin Rodger
6 Inka
7 Gruppe BERLUC
8 Gruppe FUNDBÜRO
9 Hendrik Bruch
10 Ulf und Zwulf
11 Kirsten
12 Ralf „Bummi" Bursy

PROMINENTE und TALENTE



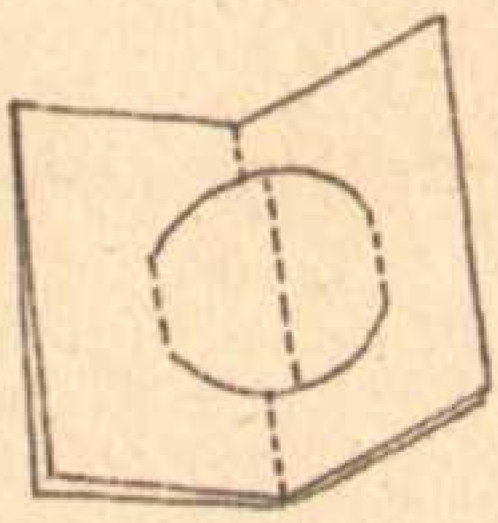


Fotos: Horst Glocke

FRÖSI SERVICE

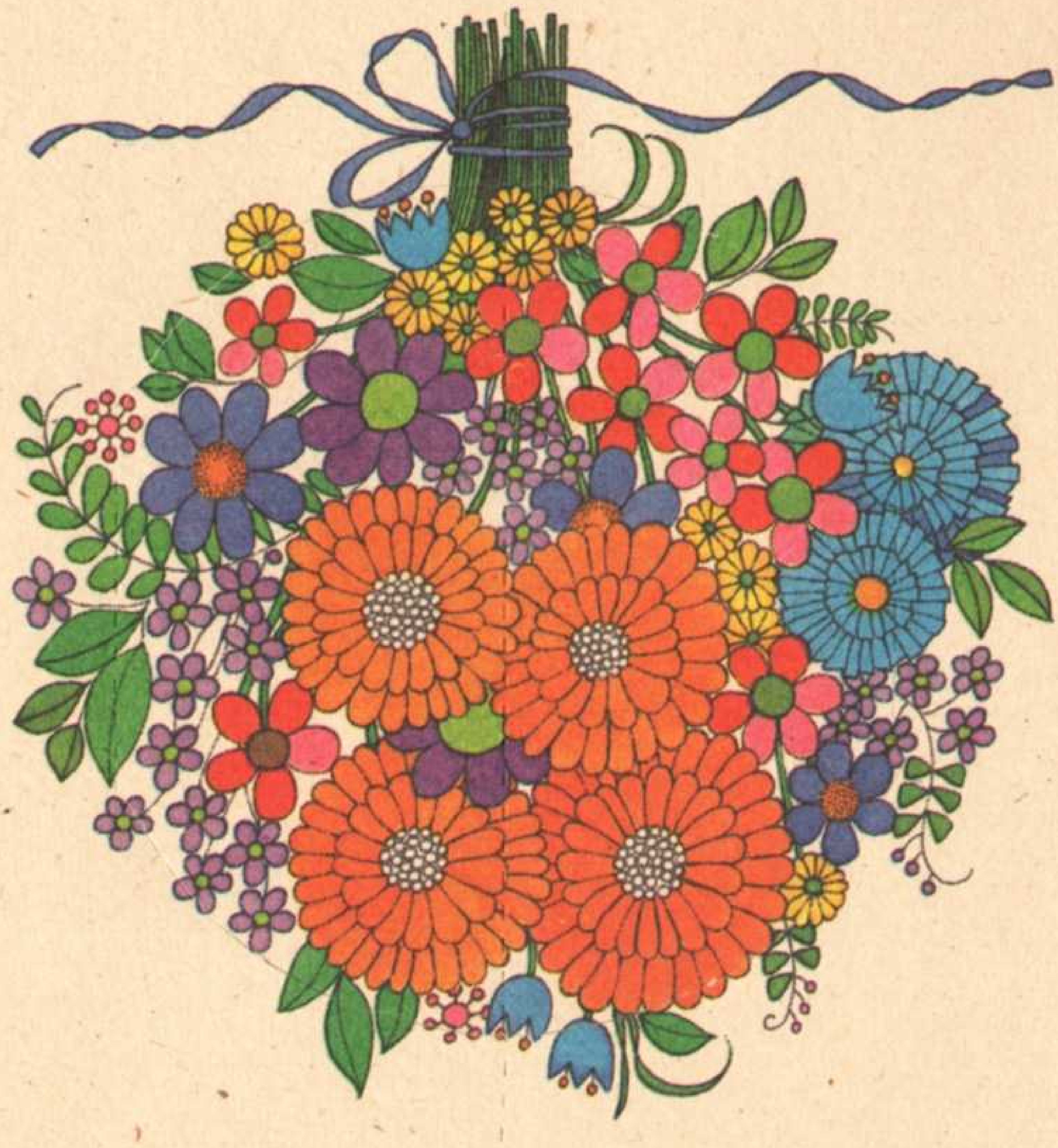
Esel Olaf und seine Freunde

Grafik: J. M. S.



Schneidet diesen breiten Rand vom Kartonblatt ab. Nun faltet die Karte auf der waagerechten und senkrechten Perforationslinie. Der Blumenstrauß wird dabei nach vorn herausgezogen (siehe Skizze). Nutzt unsere FRÖSI-Glückwunschkarte als Gruß zum 40. Geburtstag der DDR. Das DDR-Fähnchen ist auf Repatex gedruckt. Ihr könnt es auf T-Shirts oder Stoffmützen aufbügeln. Die Anleitung dazu findet ihr im Heft.





Wir gratulieren

